

APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

1–2/2007 · 2. Januar 2007



Patriotismus

Eckhard Fuhr

Was ist des Deutschen Vaterland?

Norbert Seitz

Die Nachhaltigkeit eines neuen Patriotismus

Matthias Biskupek

Gibt es einen spezifischen Ost-Patriotismus?

Roger Boyes

Die Neuen Patrioten

Tilman Mayer

Patriotismus – die neue bürgerliche Bewegung

Yves Bizeul

Nationalismus, Patriotismus und Loyalität zur Republik

Editorial

Befand sich Deutschland während der Fußballweltmeisterschaft 2006 in einem patriotischen Ausnahmezustand, oder ist die Euphorie des vergangenen Sommers nur als massenhafte Demonstration einer bis dahin nicht wahrgenommenen Normalität zu werten? Oder fand nur ein karnevalistischer Event in einem Land statt, das einen heißen Sommer zu verkraften hatte? Beinahe alle Fahnen sind verschwunden; der Alltag scheint die Deutschen wieder fest im Griff zu haben. Das Neue an der patriotischen Gefühlswallung des Sommers war, dass sie alle Bevölkerungsschichten erfasst hatte. Es war ein Patriotismus ohne ideologische Scheuklappen – spielerisch, ja leichtfüßig, nicht gedankenschwer oder verkopft.

Die alte Bundesrepublik war wohl das einzige Land der Welt, zu dem selbst die eigenen Bürger ein gespaltenes Verhältnis hatten. Nationale Symbolik oder Rhetorik galten zu Recht als verpönt. Im Lichte der jüngeren deutschen Vergangenheit war das mehr als nachvollziehbar. Die Frage der Identität war solange offen, wie die Berliner Mauer geschlossen war. Erst mit der Wiedervereinigung konnte eine andere Sichtweise auf die Nation gewagt werden.

Bemerkenswert ist, dass die intellektuellen Protagonisten des neuen Patriotismus eher vom linken als vom konservativen Spektrum der Gesellschaft kommen. Als ein Ergebnis dieses historischen Prozesses kann man Bundesinnenminister Wolfgang Schäubles Resümee bei der Vorstellung der WM-Bilanz anführen: Die Deutschen hätten gelernt, dass sie gar nicht so seien, wie sie selbst immer geglaubt hätten. Der Patriotismus 2006 war eine Äußerungsform dieses Selbstfindungsprozess. Ob er nachhaltig sein wird, wird die Zukunft zeigen.

Ludwig Watzal

Was ist des Deutschen Vaterland?

Bleibt etwas vom schwarz-rot-goldenen Fußballsommer des Jahres 2006? Zeigt der fröhliche deutsche Patriotismus dieser Wochen, der die Welt, am meisten aber die Deutschen in Staunen versetzte, eine nachhaltige Veränderung im Bewusstsein der Nation an, oder war er bloß das Rauschen eines globalen Fernsehereignisses, von dem nur noch traurig an manchem Balkon hängende Fähnchen zeugen? Die Massenmedien hatten die Weltmeisterschaft als Mega-Event vorbereitet, fast bis zum Überdross. Von der sonnigen

Eckhard Fuhr

Geb. 1954; Feuilletonchef der Zeitungen „Die Welt“ und „Berliner Morgenpost“.
Eckhard.Fuhr@welt.de

Vaterlandsliebe, der Offenheit und der Gastfreundschaft, die das Land an den Tag legte, wurden sie jedoch überrascht. Sie sprangen auf den patriotischen Zug und überboten sich im Zeigen der Nationalfarben. Doch bei nächstbestener Gelegenheit begannen sie zu lamentieren, dass die Jubelstimmung schon wieder verflogen sei. Der Alltag bot solche Gelegenheiten in Fülle. Im Juli stöhnten die Deutschen wieder einmal unter einer Jahrhunderthitze. Der Pegel der Unzufriedenheit mit der Politik der Großen Koalition stieg, die Bedrohung durch den Terror rückte näher. Und als Günter Grass das Geheimnis seiner Mitgliedschaft in der Waffen-SS lüftete und damit ein Erdbeben öffentlicher Erregung auslöste, da stellte mancher fast mit Genugtuung fest, dass die fußballsommerliche Illusion deutscher „Normalität“ verflogen sei und den Blick auf das für immer „schwierige“ Vaterland wieder freigebe.

Hier soll die These vertreten werden, dass die Deutschen, um es einmal salopp zu sagen, mit diesem „schwierigen“ Vaterland inzwischen ganz gut zurecht kommen. Ihren „langen Weg nach Westen“ hat der Historiker Heinrich August Winkler zur Jahrtausendwende in einer paradigmatischen Geschichtserzählung dargestellt. Die nationalen wie die postnationalen Sonderwege sind seit dem

3. Oktober 1990 Geschichte. Als demokratischer Nationalstaat ist Deutschland aktiver Teil eines politisch, ökonomisch und kulturell zusammenwachsenden Europas – so lautet die offizielle Lesart, die nicht falsch, deren Bedeutung aber erst nach und nach in ein neu geformtes Nationalbewusstsein eingegangen ist. Den Freiluft-Patriotismus des Fußballsommers mag man als Zeichen dafür lesen, dass dieses neue Nationalbewusstsein auch emotionale Ausdrucksformen findet, in denen sich Vaterlandsliebe und Weltoffenheit verbinden. Als eine flüchtige Erregung ohne Bedeutung nimmt ihn nur der wahr, der ausblendet, mit welcher Intensität und Vielfalt sich die Deutschen in den vergangenen Jahren in Politik, Medien und Kultur mit der Frage, was denn des Deutschen Vaterland sei, auseinandergesetzt haben. Und im Unterschied zu Ernst Moritz Arndt, der zu keiner befriedigenden Antwort kam, als er diese Frage 1813 in seinem berühmten Gedicht stellte, stehen sie nicht mit leeren Händen da.

Lange Zeit war die Klage über die angebliche Geschichtsvergessenheit der Deutschen ein Leitmotiv insbesondere der konservativen Kulturkritik. Ihr gesellte sich, nur scheinbar kontrapunktisch, jene über die Fixierung der geschichtlichen Erinnerung auf die zwölf Jahre der nationalsozialistischen Diktatur und den Zivilisationsbruch des Holocaust hinzu. Vielen erschien die alte Bundesrepublik so als ein gleichermaßen an seine Geschichte gekettetes wie seiner Geschichte verlustig gegangenes Land. Zwar war die Vergangenheit der deutschen Verbrechen in Schulbüchern, in Rundfunk und Fernsehen, in Literatur und Film allgegenwärtig. Aber das wirkte in der Tat oft nur als Folie, vor der eine tief traumatisierte Nation sich zunächst verbissen und dann scheinbar immer entspannter im Hier und Jetzt der schieren Gegenwart einigelte. Man hatte doch die moralischen und politischen Lektionen einer in der Katastrophe endenden Nationalgeschichte gelernt. Manche Deutschen sahen sich schon wieder als Avantgarde eines heraufziehenden postnationalen Zeitalters und erblickten in der „postkonventionellen Identität“, die Jürgen Habermas ihnen verschrieb, die Chance einer Befreiung. Man trug die Last der Geschichte wie ein moralisches Kapital.

Die Geschichtswende von 1989, das Wiedererstehen eines deutschen Nationalstaates,

das Ende der bipolaren Weltordnung des Kalten Krieges und die Öffnung der Geschichtsräume Mittel- und Osteuropas haben jenes spezifisch bundesrepublikanische Geschichtsfühl, aber auch die melancholische oder verbitterte Widerrede, obsolet gemacht. Die Verhältnisse ordneten sich neu. Doch es dauerte über ein Jahrzehnt, bis sich die Konturen eines neuen deutschen Selbstbildes abzeichneten und ins kollektive Bewusstsein traten. Die Geschichtsdebatten der neunziger Jahre etwa über die Hauptstadt oder die Formen historischen Gedenkens, auf die hier im Einzelnen nicht eingegangen werden kann, können als Geburtswehen eines neuen Nationalbewusstseins gedeutet werden, das sich am Ende auch aus alten politischen Zuschreibungen nach dem Links-Rechts-Schema befreite. Schließlich war es eine rot-grüne Mehrheit, eigentlich ein altbundesrepublikanischer Anachronismus, welche um die Jahrtausendwende herum die „Berliner Republik“ geschichtspolitisch justierte und Deutschland aus den Hüllen der Nachkriegszeit herauschälte. Das „Ende der Nachkriegszeit“ war so etwas wie ein Leitmotiv der Ära Schröder. Immer wieder wurde es angeschlagen, ob nun deutsche Soldaten zum ersten Kriegseinsatz seit 1945 geschickt wurden, ein deutscher Kanzler zum ersten Mal an den Jubiläumsfeierlichkeiten der Alliierten zum Sieg über Hitler-Deutschland teilnahm oder Gerhard Schröder mit Martin Walser vor geballter Medienöffentlichkeit über „Geschichtsfühl“ debattierte. In vielfältiger Weise trat dieser Epochenwechsel, der im Umzug von Parlament und Regierung nach Berlin einen nicht nur symbolischen Ausdruck fand, ins Bewusstsein.

Kulturell orchestriert wurde er durch eine in ihrer Nachdrücklichkeit erstaunliche Hinwendung der Deutschen zu ihrer Geschichte im Film, in den Massenmedien und in der Literatur. Große Geschichtsausstellungen wie etwa die über das Heilige Römische Reich deutscher Nation oder die im vergangenen Sommer eröffnete Dauerausstellung des Deutschen Historischen Museums in Berlin ziehen Hunderttausende an. Es kann also von einer Fixierung auf die Zeit des Nationalsozialismus nicht mehr die Rede sein, auch wenn Hitler immer noch Millionen zu einer gruseligen Begegnung vor die Leinwand lockt. „Der Untergang“ von Bernd Eichinger und Oliver Hirschbiegel war eines der großen Kinoereignisse der vergangenen Jahre. Aber

Eric Tills „Luther“ fand fast ebenso viel Interesse, und Wolfgang Beckers „Good Bye, Lenin“, der das Ende der DDR als märchenhafte Tragikomödie erzählt, wurde in seinem nationalen und internationalen Erfolg ein veritables Filmwunder. Und wenn man schon bei Wundern ist, darf natürlich auch Sönke Wortmanns „Das Wunder von Bern“ nicht unerwähnt bleiben, ein Film, der mit allen Mitteln des Gefühlskinos den Sieg der deutschen Mannschaft bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1954 zum Gründungsmythos des deutschen Neuanfangs nach der politischen und moralischen Katastrophe von 1945 überhöht und dem deutschen Bundeskanzler die Tränen in die Augen trieb. Alexander Kluge sprach einmal von der Oper als einem „Kraftwerk der Gefühle“. Beim Blick auf die jüngste deutsche Filmgeschichte ist man geneigt, das Kino ein „Kraftwerk des Geschichtsfühls“ zu nennen.

Einen entscheidenden literarischen Beitrag zum historischen Perspektivenwechsel und zur Öffnung des geschichtlichen Horizonts leistete im Jahr 2002 Günter Grass mit seiner Novelle „Im Krebsgang“, die sich schnell an die Spitze der Bestsellerlisten setzte. Grass verarbeitet in dieser hoch komplexen Erzählung die Versenkung des Flüchtlingssschiffs „Wilhelm Gustloff“ durch ein sowjetisches U-Boot. Dass ausgerechnet er sich an die literarische Verarbeitung des Themas Flucht und Vertreibung wage „und das aus emotionaler Verarmung und intellektueller Einfalt gefügte kollektive Denkgehäuse sprengt, stellt vor dem Hintergrund des politischen Werdegangs des *Poeta laureatus* eine Überraschung dar, die an ein Wunder grenzt“, schrieb damals die „Zeit“. Marcel Reich-Ranickis Bildschirmbekenntnis, durch „Im Krebsgang“ zu Tränen gerührt worden zu sein – die versöhnliche Verbeugung des Großkritikers vor dem Großschriftsteller, dessen letzten Roman „Ein weites Feld“ er mit gewaltigem Mediengetöse gnadenlos verrissen hatte –, hat sicherlich zum Publikumserfolg der Novelle beigetragen. Doch letztlich erklären sich dieser Erfolg und die weit über die literarische Öffentlichkeit hinausgehende Aufmerksamkeit, die das Buch fand, dadurch, dass Grass, der in den neunziger Jahren mit der deutschen Einheit gehadert hatte und in die Rolle des griesgrämigen Schwarzsehers geraten war, mit feinem Zeitgeistgespür die Veränderungen erkannt und literarisch gestaltet hat, die

sich um die Jahrtausendwende herum im Geschichtsbild und kollektiven Gedächtnis der Deutschen abzeichneten. Der „unverdächtige“ Grass erzählt die lange verdrängte oder politisch instrumentalisierte Geschichte deutscher Opfer und deutschen Leids und schlägt eine Brücke zwischen der öffentlichen, „politisch korrekten“ bundesrepublikanischen Geschichtserzählung und den „unscharfen“ Familiengeschichtsbildern, den Geheimnissen und Traumata der Eltern- und Großelterngeneration, die mit dem Aussterben dieser Generation offenbar noch einmal mit Macht an die Oberfläche drängen.

Grass blieb nicht allein. Ebenso viel Widerhall wie „Im Krebsgang“ fand 2002 das Buch „Der Brand“ des Historikers Jörg Friedrich, der mit großer Quellennähe auf beklemmende Weise den Untergang der deutschen Städte im Luftkrieg schildert. Die „Opferdebatte“, die von diesen beiden Neuerscheinungen angestoßen wurde, mündete nicht mehr in das übliche Aufrechnen von Verbrechen und Leiden, sondern zeigte wohl zum ersten Mal, dass die Deutschen als Täter und die Deutschen als Opfer zusammen gedacht werden können und dass diese beiden Sichtweisen sich nicht konkurrierend gegenseitig im Wege stehen müssen. Dass hier ein nachhaltiger Paradigmenwechsel vollzogen wurde, bestätigte sich literarisch in vielfältiger Weise.

Der Krebsgang, das tastende, suchende Rückwärtsschreiten, ist zu einer bevorzugten Fortbewegungsweise der deutschen Literatur geworden. Schriftsteller der in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts geborenen Generation machen sich auf die Suche nach Vätern und Großvätern. Sie verfolgen das, was man die „jüngere deutsche Geschichte“ nennt und was längst zu einer politisch-moralischen Erzählung über Schuld und Versagen der „Tätergeneration“ geronnen ist, am Faden familiärer Überlieferung zurück und dringen dabei meist auch über jene Schwelle vor, die durch das Jahr 1933 markiert ist. Ulla Hahn, Uwe Timm, Wibke Bruhns, Tanja Dückers, Stephan Wackwitz und Thomas Medicus haben in den vergangenen Jahren solche meist halbfictionalen Familiengeschichten vorgelegt. Und gerade die Vertreter der 68er-Generation und ihrer jüngeren Geschwister schalten dabei vom Modus des Anklagens und Verurteilens auf den des skeptisch-einfühlsamen Verstehens. Sie fin-

den einen Ton, der jeden Verdacht, hier solle ein fauler Frieden mit der Vergangenheit vorbereitet werden, gegenstandslos macht.

Dieser wieder aktivierte historisch-kulturelle Resonanzboden schwingt mit, wenn in der Politik über „Patriotismus“ debattiert wird. Die Frage nach „des Deutschen Vaterland“ ist mit den Konsensformeln des Verfassungspatriotismus nicht mehr zu beantworten. Andererseits steht ein wiedererwachtes, geschichtlich fundiertes Nationalgefühl den verfassungspatriotischen Wertentscheidungen nicht mehr im Wege. Verfassungspatriotismus und Geschichtsgefühl verbinden sich. Damit ist ein Antagonismus aufgehoben, der die Geschichte der alten Bundesrepublik bestimmt hatte. Der Publizist Dolf Sternberger hatte auf Ernst Moritz Arndts Frage die für diese Epoche weithin gültige Antwort gegeben. Zum dreißigsten Jahrestag des Grundgesetzes schrieb er 1979: „Das Nationalgefühl bleibt verwundet, wir leben nicht im ganzen Deutschland. Aber wir leben in einer ganzen Verfassung, in einem ganzen Verfassungsstaat, und das ist selbst eine Art von Vaterland.“ Der Staat des Grundgesetzes also sei des Deutschen Vaterland und Verfassungspatriotismus deshalb der angemessene Ausdruck von Vaterlandsliebe. Die Verfassung der Bundesrepublik, in die unmittelbar die Erfahrung des Scheiterns der Weimarer Republik einging, ist für ihn das Dokument eines noch immer gefährdeten Neuanfangs, ein kostbares Unterpfand deutscher Freiheit, an dem der freie Teil der Nation mit „Zähnen und Klauen“ festhalten müsse. Man dürfe nicht der Versuchung nachgeben, „auszuziehen aus der Verfassung um der Nation und ihrer Vollständigkeit willen“. In Sternbergers Definition ist noch deutlich präsent, dass Verfassungspatriotismus das Annehmen und Verarbeiten eines Verlustes ist. Die Freiheit muss im Zweifel durch den Verzicht auf die Einheit bezahlt werden. Ohne Trauer ist also nach Sternberger über Verfassungspatriotismus nicht zu reden.

Bald jedoch verlor dieser Begriff seine Einfärbung durch Geschichtstrauer. Im Historikerstreit um die Singularität des nationalsozialistischen Judenmords schärfte Jürgen Habermas ihn an. Er verstand Verfassungspatriotismus nicht mehr als Annehmen eines Verlusts, sondern als eine aus dem Untergang des deutschen Nationalstaates hervorgegan-

gene politische Verheißung: „Der einzige Patriotismus, der uns dem Westen nicht entfremdet, ist ein Verfassungspatriotismus. Eine in Überzeugungen verankerte Bindung an universalistische Verfassungsprinzipien hat sich leider in der Kulturnation der Deutschen erst nach – und durch – Auschwitz bilden können.“ Auschwitz wird so zur negativen Quelle eines neuen, eines postnationalen, ja eines antinationalen deutschen Selbstbewusstseins, eines Selbstbewusstseins, das sogar die Form des Stolzes annehmen kann: „Die vorbehaltlose Öffnung der Bundesrepublik gegenüber der politischen Kultur des Westens ist die große intellektuelle Leistung unserer Nachkriegszeit, auf die gerade meine Generation stolz sein könnte.“

Das Habermas'sche Verständnis von Verfassungspatriotismus war wirkungsmächtig. Es bestimmte nahezu konkurrenzlos das Denken im linken und linksliberalen Milieu und wurde, trotz aller gefühligen Geschichtsrhetorik des Kanzlers Helmut Kohl, ein vorherrschendes intellektuelles Stilelement der Bundesrepublik der achtziger Jahre. Diese Wirkungsmacht gewann es aus seinen inneren Spannungen und Ambivalenzen, die erst im Laufe der Zeit und vor allem nach der Geschichtswende von 1989/90 sichtbar wurden. Der Habermas'sche Verfassungspatriotismus ist historisch und ahistorisch zugleich, er fungierte gleichermaßen als Leitbegriff affirmativen Status-quo-Denkens wie kritischer Emanzipation. Er schützte das linksliberale *juste milieu* gegen die Zumutungen der Wende und war doch vital genug, einer rot-grünen Bundesregierung den politischen Neuanfang in der „Berliner Republik“ zu ermöglichen. Sternbergers Verfassungspatriotismus hat sich mit der Wiedervereinigung erfüllt. Die Deutschen erlangten die staatliche Einheit, ohne der Versuchung nachzugeben, um der Einheit willen aus der Verfassung auszuweichen. Das Habermas'sche Konzept erschöpft sich erst jetzt. Geschichtsbezogen ist es in der Forderung, das deutsche Gegenwartsbewusstsein an den Zivilisationsbruch von Auschwitz zu knüpfen. Daraus erwächst die Pflicht zur Erinnerung. Das Berliner Holocaust-Mahnmal ist das für alle Zeiten errichtete Mahnzeichen dieser Pflicht. Doch eben in diesem Drang, die historische Zeit steinern gerinnen zu lassen und die Erinnerung zu monumentalieren, zeigt sich auch das Ahistorische dieses Ansatzes. Das Mah-

nen überlagert das Vergegenwärtigen der Geschichte, die politische Pädagogik das Erzählen.

Habermas war durchaus bewusst, dass die Fixierung der neuen postnationalen Identität auf das unhintergehbare Datum „Auschwitz“ ein Ausdörren des Geschichtsbewusstseins bedeutet. Er hielt das für eine Chance: „Wenn unter Jüngeren die nationalen Symbole ihre Prägekraft verloren haben, wenn die naive Identifikation mit der eigenen Herkunft einem eher tentativen Umgang mit Geschichte gewichen ist, wenn Diskontinuitäten stärker empfunden, Kontinuitäten nicht um jeden Preis gefeiert werden, wenn nationaler Stolz und kollektives Selbstwertgefühl durch den Filter universalistischer Wertorientierungen hindurchgetrieben werden – in dem Maße, wie das wirklich zutrifft, mehren sich die Anzeichen einer postkonventionellen Identität.“

Als Ende der achtziger Jahre die Freiheitsbewegungen in Mittel- und Osteuropa die nationale Frage wieder auf die Tagesordnung setzten, entdeckten die linken Verfassungspatrioten die viel geschmähte alte Bundesrepublik als ihr bedrohtes postnationales Vaterland. Das brachte bizarre intellektuelle Posen hervor. Als sich die Möglichkeit abzeichnete, den Auftrag der Verfassung zu erfüllen, nämlich die Einheit der Nation in freier Selbstbestimmung herbeizuführen, wurde der sich auf universalistische Prinzipien berufende Verfassungspatriotismus partikular, ja provinziell. Er gebärdete sich als konservative Teilstaatsphilosophie und denunzierte die Aussicht auf die Erfüllung des Verfassungsauftrages als Bedrohung der in der Bundesrepublik erbrachten politischen Zivilisationsleistung, die sich die Linke nun vor allem selbst zuschrieb. Habermas warf das böse Wort vom „D-Mark-Nationalismus“ in die Debatte.

Entgegen allen Befürchtungen war das Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung keine Ära der Renationalisierung. In kausalem Zusammenhang mit der deutschen Vereinigung machte der Prozess der europäischen Integration einen Qualitätssprung. Und obwohl es in den ersten Jahren durchaus Versuche gab, die Wiedervereinigung als Rückkehr in die alten Bahnen einer „selbstbewussten Nation“ zu deuten, ist doch offensichtlich, dass die vorherrschende Erfahrung der Deutschen in

dieser Umbruchszeit mit dem Begriff der „Globalisierung“ und nicht mit dem der „Renationalisierung“ zu beschreiben ist. Die verfassungspatriotischen Abwehrreaktionen gegen alles Nationale ließen im Verlauf der neunziger Jahre nach. Universalistische Prinzipien hatten sich jetzt unter den Bedingungen wiedererlangter nationaler Souveränität zu bewähren. Niemand gestattete den Deutschen mehr, unter Berufung auf die Geschichte einen Schonraum für sich zu beanspruchen. Nach dem Regierungswechsel von 1998 musste ausgerechnet Rot-Grün als parteipolitische Fleischwerdung des linken Verfassungspatriotismus den postnationalen Sonderweg der westdeutschen Nachkriegsgeschichte beenden.

Es spricht für die Vitalität und Wandlungsfähigkeit des Verfassungspatriotismus, dass er in den Anfängen der „Berliner Republik“ eine fast triumphale Auferstehung feierte. Vielfach ist die Beteiligung Deutschlands am Krieg der NATO gegen Serbien als innere Begründung der neuen, der „postrheinischen“ Bundesrepublik beschrieben worden. Sie besiegelte tatsächlich einen radikalen politischen Paradigmenwechsel. Das deutsche Nachkriegstabus militärischer Intervention war gebrochen.

Möglich war das nur, weil dieser Bruch als zwingende Konsequenz aus der Verpflichtung auf universalistische Prinzipien dargestellt werden konnte. Der Wille, die „ethnischen Säuberungen“ im Kosovo zu beenden, also eine Wiederkehr des Völkermords in Europa zu verhindern, brach den Grundsatz, dass der Einsatz deutscher Soldaten dort undenkbar sei, wo Deutsche im Zweiten Weltkrieg als Aggressoren und Besatzer aufgetreten waren. Damit allerdings war der Moment des dialektischen Umschlagens erreicht. Der Universalismus führte in äußerster Folgerichtigkeit der Praxis in eben jene geschichtlichen Räume, die heute noch aufgeladen sind mit der Erinnerung an deutsche Verbrechen. Der Luftkrieg holte die deutsche Politik auf den Boden der Geschichte zurück. Just in dem Augenblick, in dem die Deutschen den langen Weg nach Westen hinter sich haben, finden sie sich mitten in der deutschen Geschichte wieder. Ein Beispiel dafür, was das bedeutet, bot in jüngster Zeit eine gemeinhin wenig beachtete Facette der Politik: die Auswärtige Kulturpolitik. Über ihre Ausrichtung wurde

im vergangenen Jahr heftig gestritten. Soll sie an den Brennpunkten globaler Kulturkonflikte westlich-universalistische Basisarbeit leisten, oder soll sie in erster Linie deutsche Sprache und Kultur vermitteln? Es zeichnet sich ein großkoalitionärer Konsens in letzterem Sinne ab, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, dass die Adressaten Auswärtiger Kulturpolitik es vorziehen, den westlichen Universalismus in seinem jeweiligen nationalkulturellen Gewand und seiner nationalhistorischen Konkretisierung kennen zu lernen.

Die beschriebenen Entwicklungen in der kulturellen und der politischen Sphäre kann man als ein Verschmelzen von Universalismus und nationalem Geschichtsbewusstsein oder eben, wie schon gesagt, von Verfassungspatriotismus und Geschichtsgefühl verstehen. Aus diesem Vorgang erwächst für die Deutschen die Chance einer nationalen Identität, die sich nicht mehr in erster Linie auf die Erzählung eines pathologischen Sonderweges stützen muss und die sie zu selbstbewussten Europäern und Weltbürgern macht.

Es kann keine Rede davon sein, dass der Patriotismus sich illegitimerweise durch die Hintertür wieder einen Platz unter den politischen Leitbegriffen und Tugenden erobert habe, dass er nur Phrase sei oder eine billige Worthülse der Talkshow-Demokratie. Die freudige Nationalerregung der Fußball-Weltmeisterschaft mag schnell abgeklungen sein. Alles andere wäre ja auch der Ausnahmezustand in Permanenz. Ein gänzlich falsches Bild von sich selbst gewannen die Deutschen durch diesen Blick in den Spiegel jedoch nicht. Es ist das Bild einer erneuerten Nation.

Norbert Seitz

Die Nachhaltigkeit eines neuen Patriotismus

Sag' mir, wo die Fahnen sind, wo sind sie geblieben? Nur noch in trotzigem Dauerarbeitslosenmilieus seien sie zu besichtigen, wird dieser Tage berichtet. In der Tageszeitung *Die Welt* las sich dazu sinngemäß: Je schwarz-rot-goldiger, desto Hartz IV-iger. Ansonsten herrscht vielerorts ein wenig Wehmut über den scheinbaren Verlust an „neuer, deutscher Heiterkeit“.

Norbert Seitz

Dr. phil., geb. 1950; Essayist und Buchautor in Berlin, Kneippstr. 2 c, 13467 Berlin. Dr.Norbert-Seitz@t-online.de

des Wohlgefühls“ ein bleierner deutscher Herbst gefolgt, in dem die zuvor so „lächelnden, lebensfrohen, leichtherzigen Deutschen“ sich wieder „ihr Land schlecht

jammern“? Manche fragen sich ernsthaft, ob wir nach dem „gebrochenen deutschen Gefühlsdamm“ nunmehr einen ängstlichen Deichwiederaufbau aus Angst vor der eigenen Ausgelassenheit erleben.

„Deutschland einig Wunderland“. Bereits vier Monate nach dem kopfstößig dominierten WM-Finale scheint eine Welle der euphemistischen Frühhistorisierung des deutschen „Sommermärchens“ einzusetzen. So gelingt Hajo Schumacher in der Rückschau das semantische Unikum von der „unbedingten Bereitschaft zu naiver Kollektivfreude“. Und weiter voller Nostalgie: „Kann man die magischen Tage zurückholen, als alle gemeinsam bereit waren, das tägliche Gemäkel einfach zu lassen?“ Anders gefragt: „Kann der Film – Sönke Wortmanns *Deutschland – ein Sommermärchen* – uns lehren, wie man das WM-Gefühl immer und immer wieder abruft?“

Wie aber ist der schwarz-rot-goldene Freudentaumel in nüchternem Abstand zu beurteilen? War er Ausdruck eines souveränen, selbstverständlichen Umgangs mit nationaler Symbolik, „nur“ ein weiteres superlatives

Megaevent zwischen dem Papst-Rummel und „Schumis“ Endspurt um Formel-1-Titel Nr. 8 oder doch mehr: die bunte, feierliche Manifestation eines neuen Patriotismus? Sind wir tatsächlich „in diesem Sommer andere geworden“, wie selbst die ansonsten eher nüchtern hanseatisch gestimmte *Zeit* nach dem Berliner WM-Finale ins Schwärmen geriet?

Zumindest gab es etliche ausländische Stimmen, welche die angeblich so selbstzerquälten Nachkriegsdeutschen endlich in der nationalen Normalität angekommen wählten, ohne sich deshalb fürderhin vor ihnen fürchten zu müssen. „Patriotismus soft“ konstatierte zum Beispiel die italienische Zeitung *Repubblica*: „Neuer Stolz ohne Willen zur Macht“. „Die Deutschen sind uns plötzlich sympathisch“, empfand auch wohlwollend der von der konservativen FIFA um seine gigantische WM-Party gebrachte André Heller. Die französische Tageszeitung *Libération* sah nicht nur Fahnen, sondern roch sie auch, ohne freilich in landesübliche Ängste vor den Gefahren wiedererstarkter Teutonen zu verfallen: „Die Deutschen haben einen Monat an der Theke zugebracht und wir mit ihnen. Es war wunderbar.“

Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder kommentierte auswärtiges Wohlwollen gegenüber neudeutschen Normalisierungsversuchen eher ironisch. Bei der jüngsten Präsentation seiner „Erinnerungen“ schmunzelte er: Wenn gesagt würde, die Deutschen sollten doch endlich die Geschichte zurücklassen: „Die sagen es zwar so, meinen es aber nicht so.“

Das Klischee vom wiedervereinigten Deutschen meint nicht nur einen ökonomisch in die Jahre gekommenen, sondern auch psychisch „kranken Mann in Europa“, dem es vor allem an nationalem Selbstbewusstsein mangelt. „Deutschland auf der Couch“, so analysierte Thomas Kielinger während der WM „den von Hypochondrie gebeugten Deutschen“ als jemanden, der das „Gefühl einer neuen Vitalität, eines Aufbruchs, einer neuen Zuversicht“ brauche. Noch deutlicher drückte es der Psychiater Fritz Simon aus: „Wir sind eine manisch-depressive Kultur. Der Jubel ist eine willkommene Kompensation des ganzen Gejammeres, das in Deutschland geherrscht hat.“ Dabei fällt auf, dass das Stigma des beckmesserischen „Bedenkenträ-

gers“ längst reihum akzeptiert worden zu sein scheint. Selbst Vertreter des linksliberalen Feuilletons fühlen sich längst nicht mehr davon angesprochen, sondern verwenden es ihrerseits. Allen voran Schriftsteller Günter Grass, der sein Klinsmann-Lob im Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* am Tag vor dem WM-Finale gegen „die bei uns so starke Fraktion der Bedenkenträger“ richtet.

Normalität der Berliner Republik

Bedurfte es erst eines ballgesteuerten Erweckungserlebnisses, um bei den Deutschen einen nationalen Gefühlsstau zu lösen? In der Zeitschrift *Blätter für deutsche und internationale Politik* deklariert Albrecht von Lucke die WM zum „Initiationsakt des neuen Deutschland“. Es spricht indes einiges dagegen, dass es erst einer allerorten jubelnden Fußballszene bedurfte hätte, um einen neuen, „unverkrampften“ Patriotismus loszutreten.

Die literarischen Wegbereiter einer solchen, bereits lange vor der WM zu beobachtenden Entwicklung waren Eckhard Fuhr mit seinem Essay über die „Berliner Republik als Vaterland“, Reinhard Mohr und seine Beschreibung eines neuen, positiven „Deutschlandgefühls“, Florian Langenscheidt mit seinen „250 Gründen, unser Land heute zu lieben“, Matthias Matussek und sein neunationaler Paukenschlag „Wir Deutschen“ oder Wolfgang Büscher, der mit „In Deutschland. Eine Reise“, eine Art Abschied von der alten Bundesrepublik nimmt.

Allzu lange habe die öffentliche Bühne einem „Furor des deutschen Selbsthasses“ gehört, schreibt Eckhard Fuhr, „der im Laufe der neunziger Jahre aus dem Milieu links-alternativer Akademiker in die neuen ökonomischen Eliten eingewandert ist. Diesem neuen deutschen Selbsthass ist Deutschland nur noch ein Wirtschaftsstandort, der durch brachiale Traditionszertrümmerung für den globalen Wettbewerb fit gemacht werden muss.“

Viele Wahrnehmungssperren der Nachkriegszeit sind aber mittlerweile aufgehoben. Wer heute auf deutsche Opfer verweist, muss nicht mehr automatisch mit der „Revanchismus-Keule“ rechnen. Der Boom der deutschen Opfergeschichte geht nicht auf das

Konto der üblichen verdächtigen reaktionären Geister, sondern auf das geschichtspolitische Konto einer nachholbedürftigen Linken, die eine leidenshistorische Wiederannäherung an das eigene Volk sucht und dabei von bislang geübter politisch korrekter Ignoranz und geschichtspädagogischer Strenge abzusehen scheint. Erinnerung sei an Jörg Friedrichs akribische Studie über den alliierten Bombenkrieg gegen deutsche Städte, an Günter Grass und seine Novelle über das untergegangene Flüchtlingsschiff „Wilhelm Gustloff“ sowie an die von Peter Glotz mit angestoßene Kampagne für ein Zentrum gegen Vertreibung.

Der „Patriotismus der Berliner Republik“ lässt sich nicht in politische Lager einordnen. Die Sozialdemokraten sahen im schwarz-rot-goldenen Fußball-Sommer die Früchte der Normalisierungspolitik ihres Ex-Kanzlers Schröder aufgehen. Diese hatte beim Identitätsdisput mit dem Schriftsteller Martin Walser im Willy-Brandt-Haus am 8. Mai 2002 begonnen, als das Vereinsmitglied von Borussia Dortmund mit lockerer Zunge bekannte, er würde sich über einen Sieg der deutschen Nationalmannschaft nicht nur freuen, weil wir ein so tolles Grundgesetz hätten, was un schwer als eine indirekte Absage an Habermas' postnationales Konzept des „Verfassungspatriotismus“ zu deuten war. Im Bundestagswahlkampf 2002 beschwor Schröder gegen Stoiber seinen „deutschen Weg“, der von der ersten bundesdeutschen Kriegsbeteiligung im Kosovo bis zum bis dato einmaligen Souveränitätsakt reichen sollte, der Weltmacht USA im Irak-Krieg die militärische Gefolgschaft versagt zu haben. Schließlich setzte der dritte SPD-Kanzler auch eigenwillige Akzente bei der Eröffnung der umstrittenen Flick-Collection, seiner Teilnahme an den D-Day-Feiern in der Normandie (2004) bis hin zum Gang ans spät in Rumänien entdeckte Soldatengrab des gefallenen Vaters.

Zudem hat die vom damaligen SPD-Chef Franz Müntefering 2005 eröffnete „Heuschrecken“-Debatte dazu geführt, dass die Linke heftig die Keule der „vaterlandslosen Gesellen“ gegen undeutsche Unternehmer schwingt, die „daheim“ keine Steuern mehr zahlen und Arbeitsplätze ins Ausland verlagern. Dass es Rot-Grün trotz aller erkennbaren Bemühungen um ein neues nationales Profil noch immer an Routine mangelte, bewies freilich der schwere symbolpolitische

Fauxpas einer angedachten Feiertagsstreichung des 3. Oktober.

Alle Parteien – bis auf die Linkspartei – haben die Fanbegeisterung während der WM innenpolitisch auszuschlachten versucht: Grünen-Chefin Claudia Roth sprach von einer wunderbaren Multikulti-Feier, und Joschka Fischer dichtete sich eine gleichsam nostalgisch stimmige Mixtur aus „Sommernachtstraum und Woodstock“ zusammen. FDP-Parteichef Guido Westerwelle wartete mit der staatsmännischen Interpretation auf – „Da hat sich einfach etwas zum Guten gewendet. Das ist aufgeklärter Patriotismus, das ist europäischer Patriotismus“, während sein Vize Rainer Brüderle hinter dem neuen Fahnenpatriotismus die „größte Straßendemonstration gegen die Große Koalition“ witterte.

Und die Konservativen? Sie sahen Roman Herzogs vormals herbeigesehnten „Ruck“ durch Klinsmanns Motivationspower endlich auf den Weg gebracht. Die Patriotismus-Debatte der CDU auf dem Düsseldorfer Parteitag 2004 hatte eher einem Rohrkrepierer geglichen. Sie diente seinerzeit dem Zweck, vom unionsinternen Krach um die „Kopfpauschale“ beim Gesundheitskompromiss und die vielen Protestbriefe auf den Ausschluss des nationalkonservativen Fuldaer Bundestagsabgeordneten Martin Hohmann abzulenken. Während damals schon die Ministerpräsidenten Christian Wulff aus Niedersachsen und Peter Müller aus dem Saarland vor einer Neuauflage von Leitkultur-Kampagnen warnten, gab Merkels Vorgänger im CDU-Parteivorsitz, Wolfgang Schäuble, zu bedenken: „Eine Patriotismusdebatte auf Knopfdruck funktioniert nicht.“ Nach einer enttäuschenden Kongressrede seiner Nachfolgerin warnte er sogar vor neuen Sehnsüchten in der Partei nach Helmut Kohl, der in den Augen der Altvorderen als Patriotismus-Nachweis keine größeren Kampagnen, sondern nur die altmodische Schlussformel seiner Parteitagreden nötig gehabt habe: „Gott schütze unser deutsches Vaterland.“

Die Linke im Wechselbad der Gefühle

Der „Deutungstrieb, der das Fest nicht auf sich beruhen lassen will“, wie es Jens Bisky formulierte, schlug während und nach der WM in zwei Richtungen aus: Die Fanbegeis-

terung wurde gleichsam patriotisch oder zirkensisch entmischt, d.h. entweder national interpretiert oder karnevalistisch gegengelesen.

Alt- wie neupatriotischen Autoren von Martin Walser bis Matthias Matussek fiel es leicht, das schwarz-rot-goldene Fahnenmeer als endlich eingetretene flügelübergreifende Deutschwerdung der einst von soviel Selbsthass befallenen Landsleute zu begrüßen. Eine stilgerechte „subversive Aktion“ gegen postnationale Alt-68er wollte der liberal-konservative Publizist Paul Nolte in der Fanbegeisterung erblicken, obgleich die FAZ verkünden sollte, dass das zur Schau gestellte nationale Selbstbewusstsein nicht einmal mehr in den „bedenkenträgerischen Feuilletons zu Debatten über die Gefahren der Deutschtümelei“ führe.

Fußball war als Massensport schon immer ein Transporteur nationalistischer Stimmungen. Die Parole „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein“ entstand zu Beginn der 1980er Jahre im Rechtsextremistenmilieu, ehe ein deutscher Nationalspieler für ihre Verbreitung in von Hause aus harmlosere Milieus sorgen sollte – Torwart Toni Schumacher intonierte sie in trotziger Bekennerpose, nachdem er wegen eines üblen Foulspiels gegen den französischen Abwehrrecken Patrick Battiston im WM-Halbfinalmatch 1982 in Sevilla in heftige internationale Kritik geraten war. Inzwischen ist jene Parole auch im Deutschen Bundestag angekommen. Als CDU-Generalsekretär Laurenz Meyer sie 2001 aussprach und deshalb vom grünen Minister Jürgen Trittin als „Skinhead“ beschimpft wurde, kam es zur berühmt-berüchtigten Nationalstolz-Debatte, in die sich auch Bundespräsident Johannes Rau mit der versuchten Klarstellung einschalten sollte: Man könne nur stolz auf etwas selbst Geleistetes sein, woraufhin FDP-Chef Guido Westerwelle in seiner Gegenattacke besonderen Mut beweisen wollte, als er die Parole auch auf Englisch zum Besten gab: „I'm proud to be a German.“

Eigentlich hat die Linke ihre Debatte über nationale WM-Begeisterung längst hinter sich. Denn schon 1990 zur WM in Italien entflammte eine Kontroverse in der *tageszeitung*, nachdem erstmalig in deutschen Städten bei Erfolgen des Teams um Matthäus, Völler & Co. abgeschautete südländische Begeisterung

aufkam und im Stile jubelnder Tifosi Autocorsi und Fahnenmeere zu erleben waren: „Auf deutschen Straßen ist endlich wieder was los“, freuten sich damals ergraute Alt-Spontis. Endlich hätten sich die Massen vom einsamen Bierdumphen Besäufnis hinter der Glotze verabschiedet und sich „kollektiv im öffentlichen Raum gefreut“. Selbst Daniel Cohn-Bendit nannte die Fahنشwenker damals „etwas Wunderbares: So normal sind wir. Wir unterscheiden uns nicht vom Rest der Welt.“ Dagegen stand noch immer die beißende Kritik aus dem altlinken Milieu, die hinter dem grenzenlosen Jubel über den dritten deutschen WM-Titel anhand vereinzelter vandalistischer Ausschreitungen einen nationalistischen Vorgeschmack auf die nahende Deutsche Einheit vermuteten.

Aber auch klügere Köpfe haben sich seinerzeit die Frage gestellt, welche Gefahren möglicherweise von einem neu aufkommenden Patriotismus ausgehen könnten. In Anlehnung an eine Analyse Thomas Nipperdeys hat Peter Glotz im Jahre 1994 für die Zeit nach der Reichsgründung drei Typen von Patriotismus unterschieden: den „durchschnittlichen Normal-Patriotismus“, der auf Wir- und Heimatgefühle setzt, und den „Normalisierungs-Nationalismus“ nach der Deutschen Einheit. Deren Ausprägungen sah er im „theatralischen Machtpathos“ des Politologen Arnulf Baring, in der „höchst wirksamen Rehabilitierung Carl Schmitts“ durch Joachim Fest, in der „Deutschland zuerst“-Rhetorik Brigitte Seebacher-Brandts oder der Souveränitäts-Ideologie des früheren Welt-Feuilletonchefs Rainer Zitelmann sowie der schneidigen Schreiber der Wochenzeitung *Junge Freiheit*. Schließlich der dritte Typus: ein abenteuerlicher „Radikal-Nationalismus“ nach der ersten Vereinigung, der aber Gott sei Dank – so Glotz – heute nur noch „ein dünnes Rinnsal“ darstelle.

Während also der verstorbene Querdenker der SPD trotz eines alarmistischen Akzents weitgehend Entwarnung gab, hält ein Teil der linken Kulturkritik einen neuen Patriotismus, der ohne jede Feindbestimmung auszukommen glaubt, offenbar noch immer für ein Wunschgebilde. Der Politologe Kurt Lenk erinnert daran, dass die schöne WM-Parole „Die Welt zu Gast bei Freunden“ quer stehe zur historischen Erfahrung jenes Franzosenhasses, der mit der Entstehung eines deut-

schen Patriotismus zu Zeiten des Kampfes um die deutsche Einheit Ende des 19. Jahrhunderts einherging.

Lenk beruft sich auf den niederländischen Kulturhistoriker Johan Huizinga, der 1942 formuliert hatte, „unter den Feen, die an der Wiege der Nationen standen, haben Hochmut, Habsucht, Hass und Neid niemals gefehlt“. Selbst das erhabenste Nationalgefühl könne in Chauvinismus münden. Zwar sei es vom schlichten Gefühl, dass die eigene Gesellschaft gut sei, „weil sie die eigene ist“, zur politischen Forderung nach „Reinhaltung des Volkskörpers“ ein weiter Weg, so der Konservatismus-Experte Lenk. Wer aber wollte bestreiten, dass gerade eine weitgehend globalisierte Gesellschaft nicht frei ist von xenophobischen und nationalistischen Gefahrenpotenzialen?

Zur WM 2006 versuchte jedoch nur noch die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) in Hessen, sich als einsame Spielverderberin in Szene zu setzen, und warnte vor der Nationalhymne als einem „furchtbaren Loblied auf die deutsche Nation“, während in der Auslandspresse Haydns Streichquartett – selbst in seiner marschmäßigen Verhöhnung – im internationalen Hymnen-Ranking weit vorne rangierte. Wen interessierte da noch der Text – zumal im Vergleich zu weitaus martialischer formulierten Strophen anderer Teilnehmerländer?

Auch in der *Neuen Zürcher Zeitung* fehlte es nicht an kritischen Untertönen zum „kraftmeierischen und bierselig lauten Pop- und Party-Patriotismus“. Denn Deutschland-Korrespondent Stefan Osterhaus verursachte dort mit seiner Polemik gegen Oliver Bierhoffs missverständliche Parole „Die Welt hat wieder Angst vor uns“ eine Flut von empörrten Leserbriefen aus deutschen Landen.

Global Player Teams vs. Ländermatches

„Der Fußball ist global, der Fan ist es nicht“, konstatiert der amerikanische Soziologe Andrei S. Markovits. Der Gefühlshaushalt der Fußball-Anhänger sei „total nationalisiert“, auch wenn die Vielfalt der Farben Supranationalität verspräche. Die über den Sprung in die globalisierte Welt erschrockenen Deutschen brauchten zur Orientierung einen Begriff von

Nation und Vaterland, stellt Tissy Bruns dazu lapidar fest. Dies gelte gerade auch für den einfachen Anhänger der Welt des ökonomisch überdehnten Fußballs. Dass sich hinter der Wiederentdeckung des Nationalen auch ein Protest gegen die Tendenzen einer alles verschlingenden Globalisierung verbirgt, ist längst eine soziologische Binsenweisheit. Für die These spricht, dass sich Ländermannschaften wachsender Popularität erfreuen, obwohl die spielerische Kluft zwischen Spitzenkicks der Champions League und Ländermatches von Jahr zu Jahr größer wird. Noch in den Hochzeiten der *New Economy* hatte selbst Trendsetter Franz Beckenbauer erklärt, Nationalteams seien ein Auslaufmodell, die Zukunft gehöre den *Global Player Teams* im Rahmen einer europäischen Eliteliga. Heute jedoch scheint unbestritten, dass der Fußball-Patriotismus mit dem Verdruss des einfachen Fans am globalisierten Fußballbetrieb zusammenhängt: der merkantilen Totalherrschaft des Weltfußballverbandes FIFA während der WM und der rückläufigen Identifikation mit der eigenen Vereinswelt, seit das auswärtige Schnäppchen häufig mehr zählt als der einheimische Talentschuppen.

Dennoch gab es nicht wenige WM-Beobachter, die mit der Betonung des Partycharakters das patriotische oder neunationale Moment gleichsam spaßgesellschaftlich zu dementieren bzw. analytisch zu entschärfen versuchten, indem sie den Spaßfaktor am nationalen Freudentaumel, so zum Beispiel supranationale Verbrüderungsszenen auf der Fanmeile, besonders hervorkehrten. Zunächst schien *FAZ*-Feuilletonchef Frank Schirrmacher mit seiner Vermutung nicht ganz falsch zu liegen, dass man das gigantische Fußballfest auch als eine hochemotionale Flucht aus der ärgerlichen Alltagspolitik interpretieren müsse. Nicht Fußball *und* Politik, sondern Fußball *statt* Politik lautete hier die Devise: „Das Land erlebt diese Spiele als Befreiung von Politik. Als Befreiung von Politik, plus Christiansen plus Hans-Olaf Henkel (. . .). Es ist wie ein großes Ausatmen, wie die Rückeroberung eines öffentlichen Raums.“

Neufassung des deutschen Patriotismus

Partywillen statt Patriotismus? Kalauernde Wortschöpfungen machten die Runde: „Partyotismus“, „Party-Patriotismus“ oder

„Partykratie“. Die Ingeborg-Bachmann-Preisträgerin Kathrin Passig nannte im *Deutschlandfunk* die Sommerfußballfete einen „postpatriotischen Partyotismus“ oder „Wellness-Patriotismus“. Und Alfons Kaiser attestierte in der *FAZ* der Fanmeilenstimung „Kuschelcharakter mit Verwöhnaroma“.

Die Präsidentin der Viadrina-Universität in Frankfurt/Oder, Gesine Schwan, sah keine Nationalgefühle überschießen, sondern nur das extensive Ausleben von „Versammlungsfreude“ – bei schönem Sommerwetter, versteht sich! Auch Kurt Kister wartete in der *Süddeutschen Zeitung* mit einer eigenwilligen Deutung jenseits des Patriotischen auf. Das wirklich Neue an der „WM-Kirmes“ stelle die Gegenbewegung des *Public Viewing* dar. Sie richte sich gegen die vereinsamte Lebensart der Unterhaltungstechnologie (iPods, Gameboys, Surfen im virtuellen Netz). Kein neuer Patriotismus sei hier am Jubeln, sondern das Bedürfnis, „mit anderen, auch Unterschiedlichen, eins zu sein“. Ebenso wiegelte der Historiker Hans-Ulrich Wehler ab: Der neue Patriotismus sei nichts anderes als eine „Parallelerscheinung zum rheinischen Karneval“, also eine Form des Hedonismus; während Medienwissenschaftler Norbert Bolz sogar „eine neue Religion der Freude“ heraufziehen sah.

Das Volk habe, ganz postmodern, begonnen, mit den nationalen Symbolen und Gefühlen spielerisch umzugehen. Nach dieser Interpretation des Großbritannien-Korrespondenten der *Zeit*, Jürgen Krönig, hat Deutschland während der WM die „Geburt eines ironisch-gebrochenen, augenzwinkernen Patriotismus“ erlebt. Patriotismus sei in dieser Form ohnehin nur noch „das Synonym für die Bereitschaft zur ganz großen Party“, pflichtet Dirk Kurbjuweit im *Spiegel* bei. „Dabeisein- und Mitfühlenwollen“ sei das wichtigste, analysiert der Soziologe Karl-Otto Hondrich: „Mit wem oder gegen wen ist zweitrangig.“ Insofern habe die WM-Feier gezeigt, wie sehr das Nationale „ganz normal“ sei.

Soviel scheint – trotz aller divergierenden Interpretationen – zumindest festzustehen: dass es sich beim deutschen „Sommermärchen“ um ein neues deutsches Phänomen handelt. Jörg Lau resümiert, dass eine Neu-

fassung des Patriotismus schon deshalb notwendig sei, weil die alten Kontroversen als beigelegt angesehen werden müssten. Während die Linke unter Kanzler Schröder die Nation wiederentdeckt habe, schreckten die Konservativen vor weiterem Geschichtsrevisionismus zurück: „Patriotismus kann sich heute weder im ‚Nie wieder‘ der Gedenkkultur noch im beschaulichen Stolz aufs Ererbte und Erreichte erschöpfen.“ Verliep also die ganze Debatte um die Unverkramptheit eines neuen deutschen Patriotismus nicht viel zu altdeutsch verkrampt?

Wie so häufig in diesen Landen bereitete am Ende der demoskopische Realismus des Institutes in Allensbach allen Neuerfindungsspekulationen ein jähes Ende. Die Einstellung der Deutschen zum Nationalgefühl wie zur nationalen Symbolik habe sich schon längst – nämlich seit der Deutschen Einheit – „grundlegend geändert“. Skepsis gegenüber nationaler Begeisterung habe sich weitgehend verflüchtigt. Nur noch knapp über 20 Prozent der Bevölkerung seien der Meinung, dass sich wegen der deutschen NS-Vergangenheit die Pflege von nationalen Gefühlen und Symbolen nicht gezieme. Und lediglich zwei Prozent witterten hinter dem schwarz-rot-goldenen Fußballtaumel die Vorzeichen eines neuen deutschen Nationalismus.

Solche Umfragen nähren zumindest den beschwichtigenden Eindruck, ein neuer Patriotismus könnte mittlerweile so sehr zur Normalität geworden sein, dass uns seine Existenz außerhalb von Großevents kaum noch ins Auge springt.

Sönke Wortmanns Kinohit *Sommermärchen* wird uns also kaum lehren können, wie man das „geile WM-Gefühl“ immer wieder abrufen kann. Eher steht der populäre Streifen dafür, wie ein Projektleiter dank enormer suggestiver Fähigkeiten ein minderbemitteltes Team in eine fast unüberwindliche „Sekte ohne Substanz“ verwandeln konnte und dabei das zunächst skeptische Publikum durch eine Erfolgsserie in wachsende Begeisterung versetzte.

Matthias Biskupek

Gibt es einen spezifischen Ost-Patriotismus?

Es ist seltsam: Solange ein verblichener Staatsratsvorsitzender bei jeder Gelegenheit ausrief: „Wir sind stoolz auf die sollistische dojsche Nassjoohn“, war das gemeine (!) Staatsvolk der DDR – oder zumindest jene 70 Prozent, die ein gleichgültiges bis kritisches Verhältnis zu ihrem streng eingegrenzten Land hatten – nicht sonderlich stolz auf die eigene Staatlichkeit. Die Landschaften, die Sporterfolge (gegen viel größere Staaten), die Vigilanz mancher kleiner Leute und vielleicht auch der jahrzehntelang erfolgreich ratternde „Trabant“ – das mochte man ganz gern akzeptieren. Doch Stolz? Patriotische Gefühle? Kleine Leute sind gefühlsmäßig oft auf Seiten der Kleinen – weshalb im legendären Fußballspiel 1974 wohl relativ viele (70 Prozent?) zu „ihrer DDR“ hielten und schadenfroh des großen professionellen Bruders Niederlage beklatschten.

Matthias Biskupek

Geb. 1950; Schriftsteller, Rudolstadt/Thüringen und Kolmarerstr. 3, 10405 Berlin. www.matthias-biskupek.de

Jene 70 Prozent aber wanderten Abend für Abend dennoch aus und sahen Westfernsehen – während heute 70 Prozent sich ganz gern an etwas Schönes erinnern möchten und deshalb die DDR gelegentlich leuchten lassen – in warmem Abendlicht oder ehrlichem Morgenrot. Die 70 Prozent sind gefühlte Prozent – aber genau so vom Dichter Adolf Endler verkündet worden.¹

Kann es aber sein, dass der im Titel angerufene Patriotismus ein Phantomschmerz ist? Das Land ist längst beigetreten, wie es offiziell heißt, bzw. breitgetreten, wie manch Sehnsüchtiger boshaft formuliert. Doch Untote der DDR wandeln durch neckische Shows, finstere Krimis voller Abrisshalden

¹ Vgl. Das Museum bin ich, in: Die Zeit vom 29. 6. 2006, S. 41 f.

und Stasi-Seilschaften und kommen gelegentlich in Zirkeln hartnäckiger Beschöniger zum Vorschein. Die vielleicht merkwürdigste Hinterlassenschaft aber sind ideologische Alleswischer, die einen rechtskonservativen Patriotismus in den Mustern und Sprachwendungen der ganz alten DDR pflegen. All das folgt, schön der Reihe nach, weil Schlangestehen DDR-Hinterlassenschaft ist. Ganz nach vorn aber lassen wir zunächst die private Erinnerung. Und erzählen vom ureigenen Verhältnis zum Mutterland des Patriotismus.

Mein amerikanischer Patriotismus

„Sally Bleistift in Amerika“ hieß eines meiner Kinderbücher.¹² Ich verschlang es, weil die vielen guten, klugen und witzigen Amerikaner gegen ein paar Böse gewannen. „Mein Bruder Hans und seine Freunde“ hingegen, aus einem anderen Kinderbuch,¹³ wollten im amerikanischen Sektor Berlins Anfang der Fünfziger nur friedlich für die Einheit Deutschlands demonstrieren, wurden aber von Westberliner Stupos, den Stumm-Polizisten, erbarmungslos zusammengeknüppelt. Ein US-Girl, das eigentlich hübsch war, zermalmte gelangweilt Kaugummi, stand auf Seiten der Bösen, also der Westpolizisten, und war folglich überhaupt nicht mehr hübsch. Gelangweiltes Kaugummikauen – mit solch trübem Lebensinhalt war man unserer fortschrittlich-patriotischen Gesellschaftsordnung natürlich unterlegen. Kein Wunder, dass der amerikanische Spion Powers mit seiner U 2 bei uns, also über der Sowjetunion, abgeschossen wurde. Letztlich war das die Quittung dafür, dass man in den USA erst Sacco und Vanzetti und dann Ethel und Julius Rosenberg hingerichtet hatte. Hingegen waren die handelnden Jugendlichen in meinem Englisch-Lehrbuch für die achte Klasse Mitglieder der Young Communist League in New York und wollten ständig *go on strike*: Nach Ansicht der Lehrbuchmacher wahre Patrioten ihres Landes.

Ein gutes Jahrzehnt später war ich im Land unseres damaligen Großen Bruders. In Odessa Schrägstrich Sowjetunion. Von den russischsprachigen Einheimischen wurde mir,

¹² Auguste Lazar, Sally Bleistift in Amerika, Berlin 1958.

¹³ Adolf Görtz, Mein Bruder Hans und seine Freunde, Berlin 1954.

während die schon erwähnte Fußball-Weltmeisterschaft tobte, der Unterschied zwischen Patriotismus und Nationalismus so erklärt: Patrioten sind die Verfechter und Anhänger eines großen Landes, zum Beispiel der Sowjetunion. Oder auch der USA. Nationalisten hingegen brüllen für kleine, unselbständige Länder, zum Beispiel Estland oder Armenien. Die DDR war in deren Augen wohl ein kleines, unselbständiges Land.

In Odessa traf ich dann meine ersten echten patriotischen Amerikaner; Seeleute, deren Schiff die Ladung nicht gelöscht bekam und die derweil in unserem Jugend-Hotel hausten. Endlich war Englisch am lebenden Objekt einsetzbar. Es funktionierte erstaunlich gut. Tief grub sich mir die Antwort eines der Seebären auf meine Frage nach seinem Hobby ein: Mei Haabi is tu meek Maani! Ahm an Pattriot! Ich war begeistert, wie großartig Amerikaner das Amerikanisch sprachen und ins Klischee passten, und er war begeistert, weil ich mit diesen komischen Russen reden konnte und trotzdem amerikanische Songs kannte.

Und wo immer ich später auf durch die DDR bummelnde US-Bürger traf, waren es prima Kumpels, wunderbare Schwestern, good guys; sie hatten Humor und kannten alle Hits, die wir auch kannten. Woodstock und Janis Joplin; die Astronauten und Martin Luther King; Jane Fonda und Harry Belafonte: We shall overcome. Das war der wichtigste patriotische Song eines durchschnittlich-braven DDR-Bürgers.

Als ich 1991 zum ersten Mal in Baltimore US-Boden betrat, merkte ich, dass alle Klischees stimmten: schaurig dünner Kaffee, Geschichtskennntnisse wie Klein McDonald, Dollar ist der Beste; mein Herz schlägt für mein Land. Und ich merkte, dass es zu jedem Klischee ein Gegenbeispiel gab. An der Universität Madison/Wisconsin waren die Alt-68er viel authentischere Alt-68er als in München. Die Unterwelt in Houston, klimatisierte Wandelgänge, war die kühle, saubere, elegante Welt der Schönen und Reichen – oben hockten nur Chicanos und Schwarze in der Hitze und dösten. Die oben waren unten und die unten waren oben. Und Texas war das Land mit der guten, sauberen Todesstrafe, das gegen bösen, außerehelichen Sittenverfall kämpft. Ach Amerika, mit Deinen koketten Schwestern und Brüdern, die zu Übertrei-

bung und Humor neigen: Immer schlägt Euer Herz für Euer Land.

Und warum schlug in Deutschland und vor allem in jener DDR deutscher Nation mein Herz so unpatriotisch? Wer in einem kleinen, engen Land mit dem Buchstaben-Stotternamen DDR aufwächst, der wird schwer zum Patrioten werden. Vielleicht bleibt er für Angehörige großer Nationen immer und ewig Nationalist, wie ein Estländer oder Armenier?

Der Zeiten- und Rhythmuswechsel

Wir rekapitulieren die Situation im Jahre 1989. Denn die hat mit einem vermuteten, verschütteten, neu aufgekeimten oder eingebildeten Ost-Patriotismus zu tun. Die Leute verließen in Scharen die DDR. In den Zeitungen stand: „Wir weinen denen keine Träne nach!“ Manchmal wurde halböffentlich gerufen: „Wir wollen raus!“ Eine andere halbe Öffentlichkeit antwortete: „Wir bleiben hier!“ Worunter verstanden wurde, dass sie nicht wegen irgendwelcher Errungenschaften hier blieben, sondern pflichtbewusst im sich leerenden Lande ausharrten – um eine trübe Gegenwart endlich zu ändern.

Nicht aber über diese Rufe und deren Hintergründe schrieben die Medien. Hingegen teilten sie mit: „Das Volk geht unerschütterlich auf seinem Weg zum weiteren Aufbau des Sozialismus voran.“ „Das Volk hat mit jenen paar Leuten, die sich unter unwürdigen Bedingungen in Botschaftsgebäuden drängen, nichts zu tun.“ „Das Volk steht geschlossen hinter der Politik der führenden Partei.“ „Das Volk geht nicht auf unangemeldete Zusammenrottungen.“ „Das Volk geht zur Tagesordnung über.“¹⁴

Auf solche Zeitungstexte bezogen sich jene Rufe, die nach der gefälschten Wahl vom Mai 1989 zuerst wohl im Spätsommer auf Leipzigs Ring erklangen: „Wir sind das Volk!“ – Betonung auf dem Wir. Dann kam eine winzige Pause vor den übrigen drei Worten. Der Ruf war ein polemischer Ruf gegen alle Volksmeinungsverkundung in offiziellen DDR-Medien. Er war lustvoll, beschwingt und ironisch: Wir, liebe Verlautbarungsjour-

¹⁴ Zitate aus den Tageszeitungen „Neues Deutschland“, Berlin, „Junge Welt“, Berlin; „Volkswacht“, Gera und „Leipziger Volkszeitung“ vom Juni bis Oktober 1989.

nalisten, sind das Volk, und nicht jene Schlafwagenschaffner und Kampfgruppenkommandeure, die ihr immer mal aus dem ideologischen Zylinder zaubert und als Volksmeinungsrepräsentanten in eure Zeitungsspalten presst. Das Wort „Volk“ wurde weniger völkisch denn als Bevölkerung verstanden. Eine Bevölkerung aus Werktätigen, die meist sächsisch sprachen. Wir sind die Werktätigen, denn wir sind wirklich tätig in unseren Betrieben, die nur auf dem Papier uns gehören. Aber wir sind jene, die noch aus Scheiße Bonbons machen können.

Dass mit dem Auftritt des Bundeskanzlers Kohl in Dresden, als der sich von echten Sachsen umjubelt sah, plötzlich oder eben doch nicht plötzlich, sondern vorbereitet der Ruf „Wir sind ein Volk!“ erklang, hatte wohl nicht nur mit der Durchschnitts-Bewohnerschaft der DDR zu tun. Man schaue Bilder der Demos an: Im September und Oktober noch sind es Familienmütter und -väter, Leipziger im Parka wie du und ich, die dort ängstlich, aber mit einer gewissen Würde demonstrieren. Im Dezember sieht man solche Gesichter schon seltener – dafür gelegentlich jene Physiognomien, die heute auf gut geschützten NPD-Demos vorherrschen. Man sieht schon schwarzrotgoldene T-Shirts, original westdeutsches Parteienwerbematerial, und eben auch jenen Typen, der mit erhobennem Arm und im Schritt durchnässter Hose das Bild des hässlichen DDRlers, Deutschen, Gesamtdeutschen verkörpert.

Nun ist DDR-Geschichte in ihrer Spätphase auch die Geschichte einer dialektischen Groteske, die dem Dadaismus verpflichtet zu sein scheint: Wir sind für unser Land, weil wir gegen unser Land sind. Anfang der achtziger Jahre kreierte Hans-Eckardt Wenzel und Steffen Mensching als Clown-Duo eine neue Art des Kabarets. Eines der Programme hieß „Altes aus der DaDaEr“ (1982). Es wurde später mit „Neues aus der DaDaEr“ (1989) fortgesetzt, bevor es 1990 hieß „Letztes aus der DaDaEr“. Mit diesen Erfahrungen im Hinterkopf veröffentlichte Wenzel 1990 einen Aufsatz: „Rhythmische Veränderung einer Losung oder Die Entstehung des Marsches auf dem Gebiet des Tanzes.“¹⁵

¹⁵ Hans-Eckardt Wenzel, Rhythmische Veränderung einer Losung oder Die Entstehung des Marsches auf dem Gebiet des Tanzes, in: SONDEUR. Monatsschrift für Kultur und Politik, 1 (1990) 3, S. 61 ff.

Wenzel untersuchte die beiden Rufe „Wir sind das Volk“ und „Wir sind ein Volk“ rhythmisch-melodisch: Hier der beschwingte, schwebende Rhythmus Bamm-daddaddamm Bamm-daddaddam; Wir – sind das Volk. Wir – sind das Volk. („Beinah wäre ein Walzer entstanden.“) Später der Marsch-Tritt: Wir sind! – Ein Volk! Wir sind – Ein Volk!

Wenzel: „Mit derselben rhythmischen Struktur gerufen, hätte der veränderte Satz nun den Hintersinn erzeugen können: Na wir sind vielleicht ein Volk, wäre die alte Betonung aufrechterhalten geblieben.“ Und weiter: „Vielleicht vollziehen sich alle größeren Veränderungen auf diese Art: indem einer konkreten Existenz die eigene Abstraktion in anderer Bewertung gegenübergestellt wird.“ Schlicht gesagt: Der Gang auf die Straße hatte seinen Schwung, das Befreiende, das aus der Angst Hervorgetretene, das Heitere verloren. Er war ein nach führender Partei lechzender Ruf, ein Ruf um Eingang in den Schoß der Bundesrepublik geworden. Beschwingtheit war zum marschierenden Patriotismus geworden.

Von genau diesem Dezember-Ruf her aber wird bis heute begründet, dass in der DDR der Wunsch nach einem einheitlichen Vaterland, nach Patriotismus, nach deutscher Weltgeltung stärker als in der alten, liberalen, west- und südeuropäisch geprägten, oft subversiven Bundesrepublik gewesen sei. Und daran knüpfen die übrigens fast alle aus Westdeutschland zugewanderten NPD-Kader des Ostens an, von Sachsens Holger Apfel bis Mecklenburgs Udo Pastörs, im Glauben, im Osten sei man „nationaler“ im NPD-Sinne als im Westen. Der Einzug rechter Parteien in die Parlamente Sachsen-Anhalts, Sachsens, Brandenburgs und Mecklenburg-Vorpommerns scheint dies durchaus zu belegen. Doch vielleicht ist die real existierende, sehr widersprüchliche DDR etwas anderes als die in ihrem tiefsten Ungeist nachwirkende deutsche Ost-Provinz?

Wo kommen wir her? Voll Stolz? Voll Scham?

Der DDR-Bürger machte als Repräsentant seines Landes früh spezifische Auslandserfahrungen. Natürlich ganz andere als jene Be-

wohnerinnen und Bewohner der ehemaligen Bundesrepublik, die in den fünfziger Jahren auszogen, Reiseweltmeister zu werden.

Hier soll ein Einschub verdeutlichen, dass der Sprachgebrauch „ehemalige DDR“ schlicht falsch ist, während „ehemalige BRD“ zur Klärung beitrüge. Die DDR gibt es nicht mehr, wie das Mittelalter und die Kaiserzeit. Keiner käme also auf die Idee, vom „ehemaligen Mittelalter“ zu reden. Hingegen gibt es wirklich eine zeitgenössische BRD – die von heute, von der Oder bis zum Rhein – und eine „ehemalige BRD“ – das Land, das bis 1990 eine Ständige Vertretung in jenem Land hatte, das sich als antiimperialistisches Bollwerk gegen den Kapitalismus verstand.

Zurück zu getrenntdeutschen Reise-Zeiten. Fuhr ein DDR-Bürger in ihm zugängliches Ausland, vom Goldenen Strand Bulgariens bis zu den Schneehängen Zakopanes, so war er dort Negativ-Auslese. Es gab Deutschsprachige mit richtigem Geld – und es gab ihn. Er definierte sich nicht, wie andere Völker, über Sprache (deutsch), Gebräuche (Biertrinken) und Sitten (Pünktlichkeit), sondern allein über die Währung. Wenn dies vielleicht keinen spezifischen Patriotismus nach sich zog, so doch ein bis heute nachwirkendes Gemeinschaftsgefühl von Rügen bis zum Vogtland: Du warst doch auch einer, der früher am Urlauber-Katzentisch hocken musste, während die Bundis – Westdeutsche hießen damals Bundis – alles bis zum Abwinken für paar Westpfennige bekamen.

Fehlendes oder vorhandenes Gemeinschaftsgefühl ist übrigens bis heute in Kabaretts hörbar. Um Anspielungen zu verstehen, müssen beide Seiten über einen gemeinsamen Erfahrungshorizont verfügen – die auf der Bühne und die im Publikum. Die Politik der Großen Koalition und die Geliebten Dieter Bohlen sind allen von Hamburg bis Dresden klar; werden aber Vergangenheitsgeschichten erzählt, spaltet sich das Publikum – nicht nur von den politischen Ansichten her, sondern auch von der Fähigkeit, assoziieren und folglich verstehen zu können. Es fällt bis heute Ostlern leichter, alte Geschichten der ehemaligen BRD zu verstehen, als Westlern, die Besonderheiten ostdeutscher Sprachgebung, vom „ABV“ über „Kreisleitung“ bis zur „Messe der Meister von Morgen“ zu begrei-

fen.¹⁶ Der eine Teil guckte allabendlich in den anderen Teil – der andere Teil war mit sich und eigenen Fernsehprogrammen beschäftigt.

Andererseits ist es in der heutigen Gesellschaft oft nötig, Herkunft zu verschleiern. Das Sächsische hört man in westdeutschen und westdeutsch geleiteten Betrieben – die übergroße Mehrheit – nicht gern als Official-Sprache. So werden extra Sprachkurse angeboten, um nicht nur die verräterische mitteldeutsche Sprachfärbung auszumerzen, sondern auch alle Wendungen, die auf eine DDR-Sozialisation hindeuten, zu eliminieren. Man sollte aufs Gymnasium gegangen sein – nicht zur Erweiterten Oberschule. Sprachregelungen gehen so weit, dass es statt Tischlern und Klempnern nur die eigentlich allein im süddeutschen Sprachraum üblichen Schreiner und Spengler in ostdeutschen Handwerksrollen gibt. Zur Vorsicht lädt man sich nicht mehr, wie es korrekt hieße, zu Ostern und zu Weihnachten ein, sondern an Ostern und an Weihnachten. Als Nutzer solcher Wendungen kommt der Sprecher, wie er suggerieren will, auf keinen Fall aus Deutschlands Osten. Keinem leitenden Menschen im Mitteldeutschen Rundfunk würde es einfallen, sein Hessisch oder Fränkisch zu unterdrücken; von Ost-Mitarbeitern wird das im Westen aber sehr wohl erwartet. Statt stolz auf seine Herkunft zu sein – wofür man ohnehin nie etwas kann –, schämt sich der Ostmensch. Und kettet sich so noch nach Jahren auf spezifische Weise an seinen zu Recht dahingegangenen Staat.

Die Vorurteile der Gegenwart

Vor einem guten Jahr erregte ein Buch deutsch-deutsches Denken. Der Publizist Landolf Scherzer hatte von einer Zeitung den Auftrag bekommen, die einst innerdeutsche Grenze zwischen Thüringen und Bayern bzw. Hessen zu beschreiben. Scherzer wandert als „Der Grenz-Gänger“¹⁷ fürbass von Gräfenenthal bis Philippsthal und findet heraus, was Einheitsfeierredner ärgern könnte: Nicht nur zwischen Älteren gibt es Vorurteile beidseits der Grenze – die haben sich oft abgeschliffen oder sind zu anekdotisch-humoristischem Gemeingut geworden. Doch Jüngere

¹⁶ Matthias Biskupek, Kleines DDR-Lexikon. Von Haushaltstag bis Reisekader, München 2006.

¹⁷ Landolf Scherzer, Der Grenz-Gänger, Berlin 2005.

stehen sich bisweilen unveröhnlich gegenüber. In Schulen in Sonneberg-Köppelsdorf (Ost) und Neustadt (West) lässt Scherzer Fragebögen verteilen, bekommt je ein halbes Hundert von beiden Schulen zurück¹⁸ und erhält ein erschreckendes Bild gegenseitigen Nichtverstehens und blanken Hasses: „Aus einer gemeinsamen Vergangenheit entwickelt sich eine Solidarität der Ostdeutschen (. . .). Wenn ich an Neustadt denke, fallen mir spontan wichtige, immer beschäftigte Menschen ein, die für niemanden sonst Zeit haben (. . .). Nein, ich möchte keine Vereinigung zwischen Neustadt und Sonneberg.“¹⁹ Oder: „Ich möchte in Neustadt bleiben, weil Ossis Scheiße sind.“¹⁰ Oder: „Ich möchte einen Freund aus Neustadt, weil mein Daddy nicht so gern Ossis mag.“¹¹

Scherzer, der offensichtlich an Harmonie sucht leidet, findet dennoch unter solchen niederschmetternden Meinungen immer wieder Verbindendes heraus und versucht, bei allen auch ihn erschreckenden Vorurteilen ein Zukunftsbild zu zeichnen, das die im guten Sinne patriotische Liedzeile vom „Deutschland, einig Vaterland“ zur Realität lassen werden könnte.

Ganz anders las das Buch der aus Hessen zugewanderte Meininger Journalist Hans-Joachim Föllner. In einem halben Dutzend Zeitungen, darunter der „Süddeutschen Zeitung“, lässt er seine Meinung als Rezension drucken, beginnend im Berliner „Tagesspiegel“:¹² „Scherzer (. . .) arbeitet mit verfälschten, irreführenden und erfundenen Zitaten und konstruiert ein Zerrbild von den wirklichen Verhältnissen.“ Vor allem die fast wortgleichen Beiträge ein und desselben Autors in so vielen Blättern Deutschlands wundern den durch eine zentralistische DDR-Zeitungslandschaft vielleicht übersensibel gewordenen Autor dieses Beitrages, also mich, wie man in der DDR sagte, ganz persönlich.¹³

¹⁸ Vgl. ebd., S. 132 ff.

¹⁹ Ebd., S. 141.

¹⁰ Ebd., S. 140.

¹¹ Ebd., S. 139.

¹² Hans-Joachim Föllner, Verzerrung als Prinzip, in: Der Tagespiegel vom 12. 12. 2005.

¹³ Vgl. Matthias Biskupek, Der zentralistische Ideologe, in: OSSIETZKY. Zweiwochenschrift für Politik und Kultur, 9 (2006) 6, S. 229 ff.

Es entwickelt sich ein veritabler Streit in weiteren Medien mit Anrufung des Presserats und vielerlei Nachschlägen.¹⁴ Der Stadtrodar Publizist Udo Scheer schließlich nimmt sich der Sache und vor allem Föllers Darstellungen im „Deutschland Archiv“¹⁵ an und spricht von einer „Rufmord-Kampagne“ gegen Fölller und „linken Medien-Seilschaften“. Wer Struktur und die Besitzverhältnisse der großen Regionalzeitungen besonders im Osten Deutschlands kennt, wird „linke Medien-Seilschaften“ kaum finden können.

Unsterbliches gestanztes Sprachgut

Wir versuchen nun doch noch eine Definition des spezifischen Ost-Patriotismus und registrieren sein Vorkommen in sprachlichen Spurenelementen. Da wir als Deutsche den Patriotismus als Vaterlandsliebe definieren sollten, ist er als Ost-Patriotismus unerklärlich: Mein Vater kam aus Schlesien, die Väter meiner Altersgefährten aus Pommern, dem Rheinland und sogar aus unserem sächsischen Wohnort. Wenn wir den Verfassungspatriotismus als konstituierend annähmen: Eine Ost-Verfassung gibt es nicht, und eine DDR-Verfassung kennen jene Leute, die sich womöglich als Ost-Patrioten bezeichnen, gewiss nicht. Blicke die Verbundenheit zu einer Geschichte, einer Sozialisation, einer Landschaft, in der man aufgewachsen ist – die ist beim Bayern nicht anders als beim Dänen, mal mehr, mal weniger ausgeprägt. Von nachwirkenden Verstrickungen ins Land der Kindheit, der Jugend, der Berufsfindung und vor allem des Umbruchs ist in den vorliegenden Abschnitten gesprochen worden, sogar von jenen Nachwirkungen, die Schriftsteller am meisten interessieren: sprachlichen.

Diese Besonderheit soll etwas ausgeführt werden: Sprach- und Denkmuster der DDR kehren auf neue Weise wieder. Genau dort, wo man sie nicht vermutet: bei Kritikern jeglichen DDR-Geistes, der grundsätzlich nur als Ungeist bezeichnet wird.

Die Argumentation von Hans-Joachim Fölller gegen Scherzers „Grenz-Gänger“ gipfelt denn auch darin, Scherzer habe ein „verzerrtes Weltbild“. „Verzerrtes Weltbild“ war ein Lieblings-Totschlagwort der DDR-Nomenklatur gegen missliebige Künstler. Ein „verbindliches Weltbild“, wie es bei der Debatte um eine ausgesonderte Werner-Tübke-Graphik im Thüringer Landtag von der Stasi-Beauftragten Hildigund Neubert gefordert wurde,¹⁶ hatte die DDR ebenfalls. Auch bei anderen Debatten kann man in ostdeutschen Lokalzeitungen oft von „Schergen des SED-Systems“ lesen, von denen man „eingekerkert wurde und bestialisch gefoltert“. Oder: „Ich protestiere gegen diese Hetze und die öffentlich verbreitete Herabsetzung unserer Landtagspräsidentin.“¹⁷

„Öffentliche Herabwürdigung“ der DDR-Staatsführung galt als schlimmstes Vergehen westlicher Korrespondenten. Wie kommt dieser Ausdruck in die Sprache bekennender Demokraten? So gibt es eine sprachliche Allianz von Leuten, die gleichermaßen ausrufen: Die Welt ist so, wie wir sie anordnen! Das sind zum einen SED-Parteigänger, die sich im Nachhinein die DDR aufhübschen, zum andern Blockpartei-freunde, die 1989 schon am Vormittag ihren Widerstandskampf entdeckten. Beide beschwören: Es muss doch ein verbindliches Weltbild geben! Wenn dies aber Ausdruck von Ost-Patriotismus ist, sollten wir die eingangs gestellte Frage so beantworten: Nein!

¹⁴ Vgl. Pressekrieg um Landolf Scherzer, Ein Lehrstück in bisher fünf Bataillen, PALMBAUM. Literarisches Journal aus Thüringen, 9 (2006) 2, S. 184 ff.

¹⁵ Udo Scheer, Thüringer Kulturstreit – Ein „Grenz“-Provokateur und ein Bilderstreit (. . .), in: Deutschland Archiv, 39 (2006) 5, S. 775 ff.

¹⁶ Vgl. Matthias Biskupek, Die alte Sprache der neuen Rechthaber, in: Freitag vom 4. 8. 2006, S. 6.

¹⁷ Lesermeinungen in „Ostthüringer Zeitung“ und „Thüringische Landeszeitung“ vom August 2006.

Roger Boyes

Die Neuen Patrioten

Im Sommer 2006 sahen die deutschen Nationalfarben für mich ein bisschen anders aus, nämlich freundlicher und sonnig. Die Flagge wurde Teil einer Marken-Kampagne, die Nationalfarben waren so banal geworden, als seien sie das Logo auf einer Plastiktüte vom Supermarkt. Der plötzliche Wechsel vom überfrachteten Nationalsymbol – etwas, das den Kummer und das Leid von Deutschland symbolisiert – zu einer luftig leichten Werbemarke rief, zumindest in mir, eine Spur von Übelkeit hervor. Keine moralische Abscheu, weit entfernt davon. Ich stamme schließlich aus einem Land, in dem 16-jährige Mädchen Miniröcke in den Farben des Union Jack tragen und 35-jährige zurückgebliebene Punks immer noch T-Shirts anziehen, auf denen die Königin von England als Vampir dargestellt ist. Nein, es ist eher ein Gefühl von Bewegungskrankheit. Der Übergang von chronischen „Oh Gott, oh Gott“-Selbstzweifeln zu „Bin doch stolz, Deutscher zu sein“ war zu abrupt für einen simplen Ausländer. Es ist, als ob ich in einen Economy-Class Langstreckenflug gesteckt worden wäre, es schwierig fände zu atmen, die Thrombose in meine Beine kriechen spürte, fürchtete, dass das Flugzeug jeden Moment abstürzen könnte, um dann in einer anderen Klimazone zu landen, in der die Hitze mir ins Gesicht schlägt, während ich unsicher auf der Rollbahn stehe.

Roger Boyes

Geb. 1952; Deutschland-Korrespondent der „Times“. Trabener Str. 16, 14193 Berlin. RogerBoyes@compuserve.com

Auf der Berliner Fanmeile, dieser ästhetischen Katastrophzone, geriet ich zwischen Türken und Libanesen, die lautstark Deutschland anfeuerten. Vielleicht haben sie sich selbst etwas vorgemacht, aber sie schienen sich wirklich deutsch zu fühlen: Sie wollten Teil der deutschen Gesellschaft sein, die plötzlich attraktiv, offenherzig und, nun ja, cool erschien. Jetzt, im Winter, haben einige dieser Kids ihre Duldung verloren, aber ande-

re sagen, das Deutschland ihr Zuhause geworden sei, wenn nicht sogar ihre Heimat. Es ist eine emotionale Verketzung entstanden: Die sommerliche Spontaneität mag verfliegen sein, aber diese Ausländer, diese Möchtegern-Deutschen, beginnen sich in diesem Land sicher zu fühlen. Verlangen wir von diesen aufstrebenden Deutschen, dass sie Deutschland jetzt lieben? Verlangen es die Deutschen von sich selbst? Ich spüre dieses Schwindelgefühl zurückkehren, wenn diese Fragen diskutiert werden und wenn ich die „Wo ist der Notausgang“-Phrasen der Politiker höre, die lediglich ihre Frauen lieben können, aber nicht die Abstraktion von Deutschland, die darauf stolz sein können, was Deutschland erreicht hat, aber nicht auf Deutschland an sich.

Patriotismus ist die Liebe zur Patrie. Liebe ist kompliziert; sie muss wechselseitig sein; sie muss wachsen oder sie wird schrumpfen, weil Liebe keine Konstante ist. Sie ist eine Variable. Und zum Thema Patrie, Patria, wo ist sie, diese Heimat, wo ist das Vaterland in einer Welt verwischter und schmelzender Grenzen? Patriotismus, um es kurz zu machen, ist eine viel zu komplexe Angelegenheit, um sie den Feuilleton-Chefs zu überlassen, welche die Debatte bisher geführt haben. Matthias Matussek zum Beispiel behandelt Deutschland teilweise so, als wäre es seine eigene Spielzeugeisenbahn, die er auf dem Dachboden aufgebaut hat, mit Märklin-Loks und selbst gebastelten Faller-Häusern.

Nein, Patriotismus ist eine Handlung, eine enthusiastische Tat, kein Streit, der dadurch gewonnen werden kann, dass man laut in Talkshows schreit. Nehmen Sie Ayfer Durur, eine türkisch-deutsche Freundin. Sie ist eine talentierte Friseurin, die nach Erfahrungen bei Vidal Sassoon und Tony & Guy einen eigenen Salon in Berlin-Mitte eröffnen wollte. Die Bank hat ihr keinen Kredit gegeben. Sie war Single, jung, eine Frau, eine Friseurin und türkisch: fünf Risikofaktoren. Also gab ihre Familie – ihre Mutter, die Putzfrau bei der Deutschen Bahn war, und ihr Vater, ein Fabrikarbeiter – ihr das Geld, das sie gespart hatten, um sich in ihrem anatolischen Heimatdorf ein Haus zu bauen. Heute hat Ayfer

Übersetzung aus dem Englischen: Heike Cornelsen, Berlin.

Vom Autor soeben erschienen: My dear Krauts. Ein Engländer entdeckt die Deutschen, Berlin 2006.

einen modischen Salon mit sechs deutschen Angestellten. Was war passiert? Eine Familie, die von Deutschland gut behandelt wurde, hat ihr formelles Heimatland aufgegeben und in die deutsche Zukunft ihrer deutsch erzogenen Tochter investiert. Ich weiß nicht, ob das auf Liebe zur Patrie hinausläuft; es war aber sicherlich ein Akt des Vertrauens in Deutschland. Die Familie feuert die Türkei an, wenn sie gegen Deutschland spielt, und Deutschland, wenn es gegen irgendjemand anderen spielt; sie unterstützt deutsche Bundesligateams mit türkischen Spielern. Sie schickt Geld „nach Hause“ zu Verwandten in der Türkei. Diese Familie ist wie viele andere gefangen in einem Netz multipler Identitäten. Wenn es jedoch zu einer kritischen, das Leben verändernden Entscheidung käme, würden sie Deutschland wählen. Ich glaube, es war eine patriotische Wahl, verbunden nicht nur mit elterlicher Liebe zu einer talentierten Tochter, sondern zu einer Gesellschaft, die ihrer Tochter gestattet hat aufzublühen.

Mein Problem mit der derzeitigen Debatte über deutschen Patriotismus ist, dass seine energischsten Vertreter Ayfer-Momente nicht unterbringen können. Diejenigen, die wie Matussek glauben, dass wir uns in einer globalisierten Welt mehr auf unsere Abstammung besinnen und dann die Regeln für unseren Volksstamm bestimmen müssen, haben etwas mehr Leidenschaft in die angestaubte alte Leitkultur-Diskussion gebracht, aber letztendlich verfolgen sie dieselbe Idee: Um ein anerkannter Teil des deutschen Volkes zu sein, muss man sich einem Kanon großer deutscher Gedanken und Heldentaten verschreiben. Und das Herz kann nur für das eigene Volk schlagen; man muss um seinen Totempfahl tanzen. Alles was weniger ist als totaler Enthusiasmus, kennzeichnet einen als ein Produkt der 68er, als jemanden, der die Nation im Namen einer Ideologie hintergehen will. Auf den Ausruf „Nie wieder Deutschland“ kann es nach Ansicht der „*Neuen Patrioten*“ nur eine einzige akzeptable Antwort geben: „Immer wieder Deutschland!“

Wenn es aber eine patriotische Ethik für Menschen wie Ayfer gibt, die es sich ausgesucht haben, Deutsche sein zu wollen, dann muss es so etwas sein wie die bevorzugte Variante von Christian Rickens, eine Kombination von Verfassungspatriotismus und Hei-

matliebe. Es ist die weise Nachkriegsverfassung, ihre Ordnung der Gesellschaft, die das nötige Vertrauen schafft, mit dem Ayfer entschieden hat, mehr deutsch als türkisch sein zu wollen, nicht die abstammungsbedingte Liebe von Matussek, Udo di Fabio oder Jörg Schönbohm. Wenn eine Nation über die Loyalität ihrer Bürger verfügen möchte, dann muss sie Sicherheiten anbieten können, nicht nur Abstraktionen. Patriotismus beginnt im Kiez. „Orte des Patriotismus und der Republik“ schreibt Paul Nolte. „Das beginnt nicht bei der Nation, sondern im Horizont konkreter Lebens- und Erfahrungswelten von Menschen: in der Nachbarschaft oder im Stadtviertel, in der politischen Gemeinde, in der Region. Wenn diese Räume sich von sozial und politisch bedeutungsvollem Handeln entleeren – von Handeln, in dem Verantwortung sichtbar wird –, dann steht auch die Nation auf tönernen Füßen.“

Anders gesagt, die Nation ist weit mehr als eine Spielzeugeisenbahn. Sie ist ein massives Netzwerk von Menschen, die im sozialen Interesse handeln, auf einer Vielzahl von Ebenen, begleitet von einer gemeinsamen Geschichte und in breitem Einverständnis über die Zukunft.

Das hört sich staatstragend an; ist es aber nicht. Es ist eher die Ansicht eines britischen Pragmatikers, der den *Neuen Patrioten* – oder neuen Spießern, wie Rickens sie nennt – mit tiefstem Misstrauen begegnet. Selbst ein oberflächliches Lesen von Matusseks Buch „Wir Deutschen“ enthüllt, dass es nur wenig Neues über seine nationale Bestandsaufnahme enthält. Einiges von seiner Rhetorik könnte direkt aus den Tagen des anglo-deutschen militärischen Wettrüstens in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts stammen. Alles in allem ist es ein vergleichender Blick auf Deutschlands Standort in der Welt. Wie können es die Briten wagen zu behaupten, die Deutschen hätten keinen Sinn für Humor, die Briten mit ihrer versoffenen Jugend, ihren hässlichen Frauen und mangelnder öffentlicher Kultur? Wie kann die Welt es wagen, einen Fetisch aus den berüchtigten zwölf Jahren zu machen und Deutschland auf den misslichen Unfall des Nationalsozialismus zu reduzieren? Großbritannien hat sein Glück letztendlich auf dem Sklavenhandel aufgebaut. „Die britische Geschichte – die Ausrottung der Indianer, der Sklavenhandel, die Bu-

renmassaker, die Konzentrationslager in Kenia – wadet durchaus im Blut Unschuldiger“, schreibt Matussek.

Ist das eine ausgewogene Diskussion über die jeweiligen Verdienste nationaler Gewalt – oder ist es ein rhetorisches Mittel, das darauf abzielt, von einem schwachen Argument abzulenken? Denn wenn man natürlich die Ansicht vertreten will, dass die Deutschen ein Volk seien, das stolz auf seinen einzigartigen Beitrag zur europäischen und zur Weltkultur sein sollte, dann muss man einige intellektuelle Buchhaltung vollbringen. Und man muss sich fragen, was Deutschlands Abstammungs-Chauvinismus – eher noch als freigeistiger, regional verankerter Verfassungspatriotismus – von Europa übernommen hat. Der jüdische Beitrag zum deutschen Charakter – sein wissenschaftliches Verständnis, die Fülle seiner Kunst und Beobachtung, sein Sprachwitz – sticht geradezu aus Matusseks triumphalistischem Marsch durch die deutsche Geschichte heraus.

Der „Neue Patriotismus“ handelt von Deutschen-Stolz, der mit ebensolcher missionarischer Überzeugung gepredigt wird wie die Homosexuellen in San Francisco einst Schwulen-Stolz propagiert haben. Es ist die Bitte Deutschlands, nach seinen eigenen Bedingungen geliebt zu werden, weil es dann die Freiheit erhalten kann, sich selbst zu lieben. Das Resultat ist, dass Matussek, wenn er sich nicht wie Tarzan auf die Brust trommelt, um die liebende Legitimation einer fremden Zuhörerschaft buhlt. „Warum uns die anderen gern haben können“ lautet der unterwürfige Untertitel von „Wir Deutschen“. Zweifelsohne würde der Autor behaupten, dass dieser Spruch ironisch gemeint sei, aber die Gier nach Liebe ist immer noch vorhanden. Und man fühlt sich an Winston Churchills grausame Stichelei erinnert: „Die Deutschen hängen entweder an Deiner Kehle oder hocken auf Deinen Knien.“

Es fällt schwer, den *Neuen Patrioten* die Liebe zu geben, die sie wollen, solange sie darauf beharren, besser als alle anderen zu sein. Das ist ganz einfach eine Frage des Tonfalls und des Geschmacks: Die *Neuen Patrioten* müssen noch die Vorzüge des Charmes entdecken, auch als rhetorisches Mittel. Aber das wesentliche Problem ist die absichtliche Verzerrung der Geschichte. Die *Neuen Pa-*

trioten können gern glauben, dass die 68er der Anti-Christ sind, aber der Weg wurde ihnen natürlich von Gerhard Schröders „Wir sind normal“-Debatte geebnet. Seine Rede an den Stränden der Normandie 2004, 60 Jahre nach den Landungen am D-Day, warb dafür, das Kriegs-Kapitel für Deutschland zu schließen. Eine außergewöhnliche Aussage, aber die logische Schlussfolgerung von allem, was er seit seinem Amtsantritt 1998 über die deutsche Souveränität gesagt hatte. Der „Pfad der Normalität“ – wenn ich diesen Satz verwenden darf, ohne wie einer von Tom Cruises Scientology-Freunden zu klingen – verliert parallel zum „Recht zu trauern“. Das war gewöhnlich die Begründung von Gruppen wie dem Bund der Vertriebenen. Schröder, der „privat“ – das heißt nur von der „Bild“-Zeitung fotografiert – das Kriegsgrab seines Vaters in Rumänien besuchte und auch anderen toten Soldaten Tribut zollte, brachte Trauern über die Kriegszeit in den Mainstream. Zu der Zeit, als der „Spiegel“-Mitarbeiter den Anschluss an die Entwicklungen fand – er war Auslandskorrespondent im mühevollen Exil von der Hamburger Zentrale –, verging kaum ein Tag, ohne dass jemand eine Träne für tote Deutsche vergoss. Wibke Bruhns entdeckte und betrauerte ihren Nazi-Vater, Uwe Timm seinen Bruder. Verleger entdeckten eine profitable Nische in der Opferrolle: Von „Auf der Flucht“ (Hellmuth Karasek) bis zu Ulla Hahns „Unscharfe Bilder“. Der Trendsetter „Im Krebsgang“ wurde natürlich von dem vergesslichen Waffen-SS-Veteran Günter Grass geschrieben.

Die *Neuen Patrioten* bestehen darauf, dass die Rückgewinnung der deutschen Geschichte – und teilweise das Leid der deutschen Bevölkerung in der Kriegszeit – ein wesentlicher Teil ist, um einen bewussteren Sinn für die nationale Identität zu entwickeln. Nun, die Briten haben kein Problem damit. Der verstörendste Moment des Trauermarsches im Februar 2006 in Dresden war allerdings der, als wir über eine Elbbrücke schritten. Anarchisten (oder wer auch immer – sie waren zu weit entfernt, um sie fragen zu können) spannten ein Plakat an einem Gebäude, auf dem in Englisch stand: „No Tears for Krauts.“ Es war eine anstößige und dumme Message, und in diesem Moment fühlte ich mich auf perverse Weise zur NPD hingezogen, die diesen Marsch organisiert hatte. Kein Wunder, dass ich mich am Ende des Tages in

einem Zustand der Verwirrung befand: der Sohn eines Engländers, der Deutsche getötet hatte.

Es gibt dennoch zwei Schwierigkeiten bei der Verknüpfung von Patriotismus und Opferrolle. Die erste ist, dass die Geschichte verfälscht ist. „Der Untergang“ war ein schlechter Film, weil er außerhalb des zentralen Themas verlief – nämlich den letzten wahnhaften Tagen eines Diktators – und versuchte, etwas darüber zu sagen, wie Deutschland für Hitler bestraft wurde. Um die dramatische Verbindung zwischen dem Untergrund-Führer und dem überirdischen „Dritten Reich“ darzustellen, macht Bernd Eichinger Helden aus Mahnke – den die Briten und Franzosen aus gutem Grund als Kriegsverbrecher ansehen – und Schenck, einem Nazi-Doktor, der mit In-sassen von Konzentrationslagern experimentierte. Dennoch wird der Film von den *Neuen Patrioten* als ein Kultwerk der Kunst und der Geschichtserzählung angesehen. Es war ein Film über arme Deutsche, leidende Deutsche, moralisch schwache Deutsche – und nur einen schlechten, verrückten Österreicher. Kein Wunder, dass „Der Spiegel“ eine tragende Rolle bei der Vermarktung des Films gespielt hat.

Wenn man anfängt, Geschichte umzuschreiben, ist jeder betroffen. Was mich zu meinem zweiten Einwand bringt. Wenn die Deutschen Opfer sind, wer sind dann die Täter? Es ist immer noch politisch inkorrekt, auch für die *Neuen Patrioten*, offen die Barbarei der Russen zu diskutieren. Selbst die leidenschaftlichsten Leugner unter den deutschen Nationalisten erinnern sich daran, was die Deutschen den Russen angetan haben. Aber die Briten haben fair gespielt. Und wenn man zwischen den Zeilen von „Wir Deutschen“ liest, kann man die Konturen einer gesonderten und ziemlich abwegigen These erkennen: die Engländer als Tätervolk. Wenn das der Preis für Deutschlands neu gefundenen Stolz auf sich selbst ist, dann würde ich vorziehen, dass die Deutschen in ihren alten, wohlbekannten Zustand der Selbstzerfleischung zurückkehren. Lasst uns auf alle Fälle britische Kriegsverbrechen im und außerhalb des Empire diskutieren. Aber nicht, damit sich die Deutschen wegen des Holocaust besser fühlen oder ihn als irrelevant für das deutsche Nationalbewusstsein abtun.

Zum Glück repräsentieren die *Neuen Patrioten* nicht die öffentliche deutsche Meinung. Sie haben eine Stimmung aufgefangen und ihre Ideen clever gleichzeitig mit der Fußballweltmeisterschaft vermarktet, als jeder Kommentator sich selbst in Schwarz-Rot-Gold hüllte. Reinhard Mohr wertete eine Infratest-Umfrage von 1991 aus. Frage: Wie sollte Deutschland im Jahr 2000 aussehen? Die Deutschen wollten eine nette, offene Republik: 86 Prozent wünschten sich Umweltschutz als Thema Nummer 1. Etwa 75 Prozent der Deutschen hätten eine „Weltmacht Deutschland“ nicht akzeptiert.

Hat sich die deutsche Mentalität seit 1991 radikal verändert? Ich glaube nicht. Das Land ist härter, kälter und weniger großzügig geworden. Aber es erinnert sich gedankenvoll und umsichtig an seine Rolle in der Welt. Die WM war ein riesiges mobilisierendes Event, weil die Deutschen sich selbst gern für welt-offen halten; es gibt keine schlimmere Beleidigung, als als provinziell betrachtet zu werden, auch wenn Deutschlands Provinzialität seine versteckte Stärke ist. Wenn die *Neuen Patrioten* wirklich die Pioniere eines neuen deutschen Stolzes sein wollen, müssen sie anfangen, ihr Volk aufmerksamer zu beobachten, vielleicht auch ihnen zuzuhören.

Deutschland befindet sich im Winter 2007 in einem Prozess der Ent-Klinsmannisierung. Er war ein starker Führer, der alles richtig gemacht hat und nicht länger gebraucht wird; es gibt keine sich hinziehende Sentimentalität in Bezug auf ihn. Der Wendepunkt kam mit dem WM-Film, „Deutschland – ein Sommermärchen“ von Sönke Wortmann. Dort wurde Klinsmann gezeigt, wie er hysterisch seine Spieler anschrie, sie dazu drängte, den Polen „den Arsch aufzureißen“, was als motivierende Ansprache gemeint war. Ich erinnere mich an die Vorlage für diesen Film: eine Aufzählung des französischen Teams von 1998, welche die ruhige Präsenz des französischen Trainers zeigte, wie er mit jedem einzelnen Spieler über seine jeweiligen Stärken sprach. Im Gegensatz dazu erschien Klinsmann wie ein Drill-Seargent der US Army, ein unnatürliches Wesen. War das die Art von Patriotismus, die Deutschland im Gedächtnis behalten wollte? Ich glaube nicht.

Für die *Neuen Patrioten* bleibt Klinsmann ein Held: ein Deutscher, der Tabus brechen

kann (vor der Kamera unhöflich über die Polen zu sprechen!), weil er weit entfernt wohnt und nicht des stumpfen Nationalismus bezichtigt werden kann. Ein Deutscher, der Erfolge bringt und trotzdem noch weinen kann. Klinsmann hat sich in der Schlacht bewährt, während die *Neuen Patrioten* den finalen Test des Patrioten scheuen. Würden Sie für ihr Land sterben? Es kommt nicht überraschend, dass Deutsche nicht sterben wollen und dass sie die vielen Auslandseinsätze, von Bosnien bis Afghanistan, nicht mögen und ihnen misstrauen. Als die „Bild“-Zeitung Bilder von deutschen Soldaten druckte, wie sie den ausgeblichenen Schädel eines toten Taliban-Kämpfers hochhielten, reagierten die Leser mit Empörung: Das war der Beweis der tief empfundenen Überzeugung, dass die Kämpfe in der Fremde die guten deutschen Jungs verrohten.

Dennoch ist das Wesentliche sowohl beim alten als auch beim modernen Patriotismus die Bereitschaft, für seine Überzeugungen, seine Gesellschaft und seinen Lebenswandel zu kämpfen. Nicht jeder Soldat liebt sein Land. Aber er hat sich damit einverstanden erklärt, als Stellvertreter für eine Nation zu handeln, und akzeptiert die Notwendigkeit, deren Errungenschaften zu verteidigen.

Klinsmann hat, abgesehen von seiner Hysterie, immer verstanden, dass es ein Teil seines Jobs war, dabei zu helfen, das neue Deutschland zu definieren. Politiker gehen einen ähnlichen Weg, wenn sie ihre Truppen ins Ausland schicken: Es geht um Deutschlands Image, aber ebenso um seine Identität. Und trotzdem will keiner der *Neuen Patrioten* die Frage von Blut und Identität diskutieren. Hat jemals einer von ihnen eine deutsche Offiziersmesse besucht – und stolz die Regimentsflaggen oder Fotos alter Helden betrachtet? Natürlich nicht. Ihre Aufgabe ist es, einen lockereren deutschen Umgang mit der Nation und ihren Symbolen zu präsentieren und zu predigen, nicht herauszufinden, wie ein Land ohne eine Tradition von Kriegshelden Soldaten in die Schlacht schicken kann.

Die *Neuen Patrioten* können ihre Trompeten blasen und ihre Trommeln schlagen, aber sie können nicht die Tatsache ignorieren, dass die Deutschen sich nicht länger selbst für ihre Nation opfern wollen. Anders gesagt, deutscher Patriotismus hat sehr klare Grenzen. Es

ist eine Sache (wie Florian Langenscheidt vermutet), stolz auf Vivil-Pfefferminzbonbons und Nivea-Creme zu sein; aber eine ganz andere, den eigenen Sohn in der Schlacht zu verlieren.

Die politische Klasse kann keine Opferung für eine Nation verlangen – höchstens das kleinere Opfer von weniger Arbeitslosengeld –, wenn der ausschlaggebende Sinn für die nationale Identität fehlt. Paul Nolte hat Recht: „Eine Nation braucht eine Idee, einen Begriff von sich selbst.“ Ich bin nicht sicher, ob ich Noltes „Patriotismus der Zukunftsgestaltung und Selbstverbesserung“ zustimme. Das klingt so sehr wie ein Schulkonzept für Yuppie-Management, in dem wir alle danach streben müssen, unser Land besser zu machen. Aber wir brauchen tatsächlich ein Konzept für die Nation, das über die Suche nach Heimat hinausgeht.

Die deutsche Heimat kann wegen ihrer geographischen Unbestimmtheit nicht als Grundlage für modernen Patriotismus dienen. Ich glaube, dass die deutsche Version von Heimat in der Kindheit wurzelt, eher in persönlichen Biographien als in Atlanten. Das ist der Grund, warum der Bund der Vertriebenen in diesem Land so viel emotionale Macht hat – ich denke manchmal, dass sie die einzige leidenschaftliche Gruppe in der deutschen Politik sind –; sie betrauern nicht so sehr ein verlorenes Land, sondern vielmehr eine verlorene Kindheit. Das Fernsehen, das die Deutschen auf so vielfältige Weise betrogen hat, hat intuitiv dieses Verlangen nach Aufarbeitung früherer Lebensläufe verstanden. Davon zeugen nicht nur Edgar Reitz’ „Heimat“ und die vielen Dokumentationen über Flucht und Vertreibung, sondern auch Filme, die sich mit den Problemen beschäftigen, wenn man in der DDR aufgewachsen ist. Ich glaube, dass all das Teil eines kollektiven Versuchs ist, eine gemeinsame nationale Geschichte zu finden: Was für eine Art von Menschen waren wir? Was für Menschen sind wir geworden?

Dieser Untersuchungsbereich gehört eher ins Reich der Psychotherapie als in die Politik oder den essayistischen Diskurs der Feuilletonisten. Das passt natürlich zu der im Ausland weit verbreiteten Ansicht, dass Deutschland eher ein Patient auf der Couch ist als ein aktiver Gestalter seines Schicksals. Vielleicht

haben wir Recht; es wäre nicht das erste Mal. Wie auch immer, mein Ratschlag für eine Nation auf der Suche nach sich selbst oder beim Versuch, ihre zerbrochene Kindheit zusammenzuflicken, ist der: Findet eine Aufgabe. Deutschland muss eine zentrale Rolle bei der Integration Europas sowohl des Ostens als auch des Westens spielen. Das ist Deutschlands fundamentalstes Interesse; eine Anerkennung der Geschichte, der Geographie und der Zukunft. Wir könnten es sogar eine historische Mission nennen.

Aber Deutschland ist so mit seinen häuslichen Problemen beschäftigt, echten und imaginären, dass es die ernsthafte europäische Politik vernachlässigt. Konzentriert Euch wieder auf Europa, auf ein starkes Deutschland in einem starken Europa, und dieses patriotische Geplapper erledigt sich von selbst. Gott schütze mich; es gibt heutzutage sogar Momente, in denen ich Helmut Kohl vermisste. Ich hätte nie gedacht, dass ich diesen Satz jemals schreiben würde.

Tilman Mayer

Patriotismus – die neue bürgerliche Bewegung

Zu den wichtigsten Einwänden gegen das Aufkommen eines neuen Patriotismus nationalstaatlicher Prägung wird der Prozess der europäischen Integration angeführt. Von diesem Standpunkt erscheint das patriotische Gefühl als nicht mehr zeitgemäß, ja sogar rückständig. Das wird so deutlich nicht artikuliert, entspricht aber dem Tonfall. Aus der europäischen Perspektive zeigt man sich generös, partikulare Patriotismen zu respektieren, da es solche ja früher schon in Gestalt der Anhänglichkeit an die diversen Fürstenhäuser auch gegeben habe. Allerdings übersieht man auch in Brüssel nicht, dass aus diesen Patriotismen, wenn sie intelligent im völkerrechtlichen Rahmen und in den Traditionen der jeweiligen nationalen Demokratie begründet sind, auch Gefahren erwachsen könnten. Dies könnte zu Unruhe auf der europäischen Bühne führen, denn die Frage nach dem Demos – der Grundlage der Demokratie und der Legitimation von Herrschaft schlechthin – kann nur mit diversen Konstruktionen auf der EU-Ebene aufgegriffen werden – was noch zu vertiefen ist.

Patriotismus und Europa müssten eigentlich, wenn der Verfassungspatriotismus eine vernünftige, logisch zwingende Überlegung wäre, längst zu einer neuen, eben auch europäischen verfassungspatriotischen Bewegung geführt haben. Das europäische Verfassungswerk, das prominente Politiker – trotz Bedenken vieler Bürger namhafter Nationen – ohne essenzielle Korrektur weiterführen möchten, könnte also längst einen transnationalen Patriotismus generiert haben. Ein integrativer europäischer Konstitutionalismus,

Tilman Mayer

Dr. phil., geb. 1953; o. Prof. und Geschäftsführender Direktor des Instituts für Politische Wissenschaft und Soziologie der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Lennéstr. 25, 53113 Bonn. tilman.mayer@uni-bonn.de

analog zu nationalen Wegen der Verfassungs-entwicklung, existiert, zumindest bisher, nicht. Nur Ideen zu produzieren, die einer realpolitischen Basis entbehren, scheint doch nicht ausreichend zu sein.

Die Schlussfolgerung aus dieser Konstellation lautet, dass die EU einen Supranationalismus entwickelt hat, der aufgrund eurokratischer Strukturen und einer an sich nicht ausreichenden demokratischen Unterfütterung ein Eigenleben fristet – entfernt ähnlich dem Wesen des 1806 untergegangenen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, ein „Monstrum simile“ also, ohne dass der Vergleich hier besonders ausgeführt werden soll. Jedenfalls ist von patriotischer Anhänglichkeit noch nicht viel zu spüren. Noch deutlicher: Der europäische ist im Vergleich zum nationalstaatlichen Patriotismus in gewisser Weise inexistent – ein Dilemma für jeden Vertreter eines EU-Supranationalismus. Eine Europapraxis – die Idee Europa dagegen ist in Europa Allgemeingut –, die nicht politisch-kulturell, also auch nicht emotional, verankert ist, muss sich fragen lassen, ob ihr Weg des immer engeren Zusammenschlusses nicht längst den Charakter einer Ideologie angenommen hat? Zudem hat die Ablehnung eines Vertragswerkes, das so prominente Unterstützung erfuhr, durch die Bürger zweier europäischer Gründerstaaten eine nicht zu unterschätzende Symbolik. Das Verfassungswerk kann jedenfalls mit den nationalstaatlichen patriotischen Überlegungen nicht mithalten. Von Patriotismus reden heißt aber, von Europa nicht schweigen zu können.

Europa und die Nationalstaaten

Ein europarealistisches im Gegensatz zu einem europaeuphorischen Konzept baut auf den solideren, demokratisch legitimierten Nationalstaaten auf und steht in der Tradition abendländischer Rechtsstaatsentwicklung. Von dort aus wird, nochmals grundsollide und belastbar, Europa aufgebaut und ein die europäischen Nationalstaaten überwölbendes Dach gegeben. Die Aufgabe von Souveränität ist das passende Bild für diesen nationalstaatlichen Dienst an Europa. Insofern handelt es sich um einen pro-europäischen Akt der vielen Patrioten der beteiligten Nationen Europas in Vergangenheit und Gegenwart.

Aus diesen besonders erfreulichen pro-europäischen Einstellungen – „Deutscher Patriotismus in Europa“¹ – einen Akt der Staatswerdung machen zu wollen, hieße, den gut meinenden Patriotismus zu missbrauchen. Zugespitzt formuliert könnte man sagen, dass der Supranationalismus an die Stelle der Nationalismen in Europa getreten sei, mit ähnlich negativen Folgen. Dieses Argument unterstellt eventuell unlautere Motive. Aber richtig bleibt, dass das Ignorieren gewachsener nationalstaatlicher Strukturen durch das Zentralisieren-Wollen des legislativen Prozesses in Europa, weg von den Nationalstaaten bzw. sie vereinnahmend, eine schleichende Entmündigung der Nationalstaaten bedeutete. Wir wollen der EU nicht zuviel Ehre angeidehen lassen, sie keinesfalls mit einem Staat verwechseln, der sie definitiv nicht ist. Die Hilfskonstruktion Mehrebenensystem zeigt mit modernen Begriffen, was wir beobachten können. Die oft angeführte Rede davon, dass bis zu 80 Prozent der Gesetze in europäischen Nationalstaaten europabedingt seien, macht glauben, dass die EU eine mächtige Instanz sei. Warum leisten sich dann die Nationalstaaten eigentlich noch ihre Regierungen, ihre Parlamente und ihre Abgeordneten?

In dem Maße, wie Vertreter der europäischen Einigung glaubhaft machen, dass durch die EU nur eine Frieden garantierende Einigung der Völker angestrebt wird, sind die vielen europäischen Patriotismen pro-europäisch ausgerichtet. Darin liegt das eigentliche Kapital Europas, mit dem allerdings viel treuhänderischer umzugehen wäre. Die nationalstaatlichen Patriotismen stellen eine Plattform dar, die Interdependenz der Staaten und Volkswirtschaften mitzutragen, weil diese Europäisierung besser ist, als die Wege allein zu gehen. Deshalb ist der Ministerrat der EU ein vernünftiges Organ der Kooperation der Nationalstaaten in einem festen institutionellen Rahmen.

Dagegen war der Thatcherismus keine geeignete Plattform, weil er nur am britischen Eigeninteresse ausgerichtet war. Dessen Europaskeptizismus ist kein praktikabler Weg. Realistisch ist dagegen eine deutsche und eu-

¹ Matthias Röfller (Hrsg.), *Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa*, Freiburg 2006; Günter Buchstab/Rudolf Uertz (Hrsg.), *Nationale Identität im vereinten Europa*, Freiburg 2006.

ropäische Politik, die auf dem Subsidiaritätsprinzip beruht. Allerdings ist man damit weit von der real existierenden EU entfernt. Sie auf Kernaufgaben zu konzentrieren, ist das Gebot der Stunde – vor allem angesichts neuer möglicher Mitglieder wie der Türkei. Die Konzentration auf Kernaufgaben steht aber dem diametral entgegen, was Europabefürworter das Kerneuropakonzept nennen. Dieses Ansinnen, die EU zu einem Staat zu formen, steht eindeutig jenseits nationalstaatlich nur legitimierbarer konföderativer Strukturen und erscheint vom patriotischen Standpunkt aus als höchst fragwürdig. Die von den Politikern in dieser Form betriebene Integrationspolitik ist kein *demo*-kratisches Verfahren, sondern im Ansatz eine Variante imperialer Herrschaftsentwicklung. Die intergouvernementale Mandatserteilung für europäische Aktivitäten reicht nicht aus, den europäischen Prozess kerneuropäisch-supranational zu präfigurieren.

Leider findet eine undogmatische Diskussion über derartige Entwicklungen und über die endgültige, abschließende Gestalt der Europäisierungsprozesse nicht statt. Persönlichkeiten wie die des „Einigungskanzlers“ wären hier eigentlich gefordert – insofern nämlich, als ihr erwiesener Patriotismus mit einem intergouvernementalen Europa verbunden werden könnte, in dem z. B. Deutschland nicht mit Europa verschmolzen wird oder nur noch auf kulturelle Angelegenheiten, wie etwa der Sprachpflege, reduziert sein kann. Ein derartiges Ansinnen wäre patriotisch nicht mehr mitzutragen und unverantwortbar. Der voluntaristische Weg des „Immer-Weiter“, „Immer-Enger“ führt wie alle Voluntarismen auf Abwege. Insofern sind diese „Kohlisten“ eine klärende Antwort schuldig. Sie müssen zeigen, dass hier „Gegensätze, die keine sind“, vorliegen.¹²

Um z. B. der Türkei oder der Ukraine Perspektiven eines Anschlusses oder einer – wirklich – privilegierten Partnerschaft anzubieten, kann man den Prozess einer unbesehenen Vertiefung der Integration schon längst nicht mehr einfach als vernünftig ansehen.

¹² Volker Kronenberg, Gegensätze, die keine sind – deutscher Patriotismus und ein vereintes Europa, in: Das Parlament vom 16. 10. 2006; vgl. ders., Patriotismus in Deutschland. Perspektiven für eine weltoffene Nation, Wiesbaden 2006².

hen. Ein immer enger zusammenrückendes Europa ist in diesem größeren Rahmen nicht mehr realistisch; mehr Distanz, mehr nationale Eigenverantwortung im subsidiären Sinne, kurz mehr bewährte intergouvernementale Kooperation anstelle einer rigorosen Vereinheitlichung des Unvereinbaren, weil Vielfältigen, wäre ein europarealistisches Unterfangen. Dagegen entspricht es dem bereits als kritisch beurteilten Supranationalismus, das größere Europa – oder gehört die Ukraine z. B. nicht zu Europa? – abzuschottern. Diese Abschottung unterstützen zu sollen hieße, aus den nationalen Patriotismen egoistische Einstellungen, ja Populismen generieren zu wollen.

Die Gefahr der Renationalisierung besteht, wenn man über das Ziel der vernünftigen europäischen Kohäsion hinausschießt. Das etwas antiquiert klingende, aber in Wirklichkeit bewährte Konzept eines „Europas der Vaterländer“ (Charles de Gaulle) würde den Gefahren des Zerfalls von Nationalstaatlichkeit in Europa vorbeugen. Belgien etwa oder Großbritannien zeigten 1989 eine gewisse Unruhe, als in Osteuropa der Prozess der nachholenden nationalstaatlichen Revolution abließ. Die gewachsenen Nationalstaaten in Europa würden in ihrer Substanz gefährdet, wenn das praktizierte Selbstbestimmungsrecht plötzlich – als nationalstaatliches – zur Disposition gestellt, volatil gemacht werden würde durch die Konstruktion eines europäischen *demos*.

Allein die Perspektive anzudeuten zeigt, was hier für ein Gefährdungspotenzial gegeben ist. Umso dringender scheint es deshalb geboten, diese soliden patriotischen Verpflichtungen nicht unnötig zu marginalisieren. Spätestens jetzt müsste deutlich geworden sein, welches integrative Potenzial die Patriotismen transportieren und wohin eine blauäugige Europahaltung führen kann. Wenn Argumente etwas bedeuten, dann gibt es einen wichtigen Grund, die Diskussion in Europa zu konsolidieren, d. h. das pro-europäische Potenzial des Patriotismus ernst zu nehmen.

Als vorläufiges Fazit lässt sich festhalten: Es bedarf der Anerkennung des elementaren Zusammenhangs von Nation, Demokratie und Patriotismus im Sinne des Selbstbestimmungsrechts der Völker.

Die Frage nach der Finalität

Die Frage nach dem Wohin der europäischen Integration erweist sich als höchst dringlich. Darüber muss ein undogmatischer Diskurs geführt werden. Ein intergouvernemental orientiertes Europa benötigte dann z.B. so etwas wie eine europäische Leitkultur,³ wobei hier kurzschlüssige Wege in einen europäischen Verfassungspatriotismus bereits problematisiert wurden bzw. sich als nicht gangbar erwiesen haben. Das Werk europäischer Nationalstaatspatrioten – Europa der Vaterländer – sieht natürlich anders aus als das der real existierenden europäischen Bürokratie. Die Euro(büro)kratie⁴ wird deshalb so kritisch gesehen, weil sie nicht demokratisch in das Legitimationssystem der Nationalstaaten eingebunden ist, sondern sich längst antisubidiär verselbständigt hat und weitere Kompetenzen an sich zieht, ungebremst von den nicht kritisch und vor allem nicht zum Handeln bereiten Politikern, die allerdings auch stets von einer veröffentlichten Meinung zu immer neuen Integrationsanstrengungen gedrängt werden.

Abschließend zur europäischen Frage sei erwähnt, dass im Unterschied zur Entwicklung des Nationalismus der Patriotismus mit dem Patriotismus anderer Nationalstaaten gut leben kann. Insofern gibt es, wie in der Frühform des damals noch demokratischen Nationalismus im Europa der Zeit vor 1850, eine Solidarität der Patrioten. Eben diese Verbundenheit – wird sie nicht, wie oben erwähnt, ausgebeutet – trägt den europäischen Gedanken, z.B. auch die sinnvolle Interdependenz der europäischen Nationen und ihrer Wirtschaftssysteme.

³ Vgl. Norbert Lammert (Hrsg.), *Verfassung. Patriotismus. Leitkultur. Was unsere Gesellschaft zusammenhält*, Hamburg 2006, ein Werk, das seinen Charme durch seine recht unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Positionen, die darin vertreten werden dürfen, entwickelt. Vgl. auch die höchst aufschlussreiche Sammlung von Erfahrungen ausländischer Preisträger und Preisträgerinnen des DAAD, die von ihren Erfahrungen in Deutschland erzählen: „Mein Deutschlandbild“, Bonn (DAAD) 1998².

⁴ Vgl. Sebastian Wolf, *Revolution durch Integration: Supranationalismus und die Europäische Union*, in: Riccardo Bavaj/Florentine Fritzen (Hrsg.), *Deutschland – ein Land ohne revolutionäre Traditionen?*, Frankfurt/M. 2005, S. 179–195, hier S. 195.

Es sollte klar geworden sein, dass es von entscheidender Bedeutung ist, von welchem Standpunkt aus man den europäischen Gedanken entwickelt. Der Patriotismus ist jedenfalls ein solides Fundament, sozusagen ein die Gesellschaften zusammen haltendes Sozialkapital, das ideologischen Konstruktionen von Europabegeisterten klar überlegen ist.

Patriotismus, politische Kultur und Parteien

Kommen wir zur politischen Kultur. Sie zu pflegen, ihre Entwicklungsrichtung zu beobachten, ist im Deutschland des 20. Jahrhunderts besonders spannend gewesen, weil sich hier viele Umbrüche ereignet haben. Das Konzept muss hier nicht nochmals vorgestellt werden, aber es sei daran erinnert, dass gerade in ihm dem Patriotismus eine enorm stabilisierende Bedeutung zugesprochen wurde. Wenn sich die politische Kultur vernünftig entwickeln kann, muss man sich um das Gemeinwesen weniger Sorgen machen. Es kann die These vertreten werden, dass die Entwicklung der Weimarer Republik eine andere Richtung genommen hätte, wenn damals schon der demokratische Patriotismus tiefer verankert gewesen wäre. Eine patriotische Einstellung, so die amerikanischen Politologen Gabriel Almond und Sidney Verba, stabilisiert Demokratien, weil diese Staatsform vom kognitiven Konzept lebt. Auch die emotionale Unterstützung eines Systems muss gegeben, eine affektive Unterstützung aufgebaut und nicht enttäuscht worden sein. Vertrauen als integratives Kapital gehört zur politischen Kultur. Ein Patriot gibt seinem Land einen Vertrauensvorschuss, dass dort alles in allem richtig entschieden wird, entlang der vereinbarten, bewährten Regeln der Demokratie. *Civic culture* ist dann sogar der Zustand, in dem eine größere Gruppe von Bürgern anderen vertraut, die Dinge richtig zu beraten, auch wenn man selbst nicht immer beteiligt ist. Für politisch Interessierte ist dieser Zustand wenig attraktiv, mehr Partizipation ist erwünscht. Aber eine *civic culture* ist eine Demokratie, die in sich stabil verankert ist.

An dieser Stelle ist es angezeigt, den Patriotismus im Verhältnis zu Parteistandpunkten zu untersuchen. Eignet dem Patriotismus ein Antiparteienaffekt? Ganz im Gegenteil: Parteien gehören zur Demokratie, und deshalb kann es nicht eine einheitliche patriotische

Auffassung geben, sondern sie wird immer auch parteilich geprägt sein. Der Parteienpluralismus ist konstitutiv für Demokratien; autoritäre Systeme stehen auch deshalb mit diesen Patriotismen auf Kriegsfuß: Patriotismus wird hier auf eine liberale Position verengt. Eine bürgerliche Haltung sozusagen – als ob sie nicht alle möglichen demokratischen Ideenkreise einschließen könnte.

Patriot ist jemand, in jeder Partei, auch in der PDS, der sein Land verbessern möchte, also um es besorgt ist. Heinrich Heine war Patriot; aber auch Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Als Patrioten können alle Engagierten gelten, die sich implizit oder explizit für ihr Land – „Du bist Deutschland“; „ein Land mit Ideen“ – einsetzen. Die Ziele sind verschieden. Pluralismus bleibt bestehen. Deshalb müssen Patrioten nicht einer Meinung sein. Auch in Europafragen nicht. Partei sein heißt hier, ein Teil des Ganzen sein zu wollen, um dieses Ganze in eine gewünschte Richtung zu verändern. Patriot zu sein bedeutet deshalb grundsätzlich anzuerkennen, dass es verschiedene Richtungen gibt. Die Nationalsozialisten dagegen hatten zwar etwas mit der Nation zu schaffen, aber sie hatte für sie keinen Wert im Sinne des Patriotismus, sondern war nur ein funktionales Durchgangsstadium für ein rassistisch bestimmtes und zu bestimmendes Reich. Die Nation blieb Transitorium, das Hitler zudem in „Mein Kampf“ abschätzig mit einem Rassebrei verglich; er dachte primär entlang (phantasierter) rassistischer Linien.

Sich für eine Nation einzusetzen, bedeutet also nicht zwangsläufig, Patriot zu sein. Autoritäre, totalitäre Kräfte schaden der Nation. Deshalb kann eine Partei wie die NPD schwerlich als eine patriotische anerkannt werden. Allein schon ihr militanter Habitus, als Indiz für eine entsprechende Gesinnung, steht dem entgegen, steht nicht für Toleranz. Man kann sich – als Patriot – eben nicht um jeden Preis für seine Nation einsetzen. „Führer befehl, wir folgen Dir“: eine Nation von Patrioten hätte diesen Blankoscheck für einen „Führer“ nie ausgestellt.

Sicherlich ist dieser ursprüngliche Patriotismus eine Grundorientierung, die sich nicht von selbst versteht. Patriotismus ist ein Stück Aufklärung, politische Bildung, politische Kommunikation über demokratische

Ziele. Aber wie, wenn sich der Patriot unter autoritären, totalitären Verhältnissen und Umständen wiederfindet? Oder ist der Patriotismus nur etwas für Schönwetterperioden? Patriotismus bedeutet nicht Heldenkult und Widerstandstätigkeit gegen Tyrannen. Doch der Gegensatz zwischen Chauvinismus – d.h. die anderen Nationen nicht anerkennen, ja besiegen und gar erobern zu wollen, wenn es sein soll, oder ihnen Gebiete zu entreißen – und Patriotismus – Erfolg für die eigene Nation anzustreben, eine Nation von selbstbewussten, aufgeklärten Bürgern – ist klar und deutlich. Insofern inkorporiert der Patriotismus auch einen Antifaschismus, muss er sich gegen diese totalitäre Verzerrung der eigenen nationalen Identität wehren, wäre der Begriff Antifaschismus nicht Teil des kommunistischen Jargons. Auch Antikommunisten sind Patrioten, es sei denn, sie vertreten gleichzeitig autoritäre Ziele, wie eben viele Antifaschisten kommunistische Ziele verfochten haben – und so berechnete Zweifel aufkommen ließen an ihrer patriotischen Haltung, die eine freie, demokratisch bestimmte Nation avisiert.

Aber als Patriot in einer Diktatur zu leben, konnte wie im Fall der Bewegung des 20. Juli bedeuten, sich gegen den „Führer“ der eigenen Nation zu stellen – eine Haltung und Konsequenz, die nur jeder für sich einnehmen kann, die nicht verbindlich gemacht werden kann. Dass man diese Gruppe als Patrioten bezeichnete, die aus der Sicht der NS-Diktatur Verräter waren, illustriert besonders deutlich, dass eine patriotische Einstellung in manchen Zeiten ein hohes Risiko bedeutet.

Auch in der DDR war eine patriotische Einstellung riskant, stellte sie doch in der Konsequenz den Staat DDR zur Disposition, um die nationale Einheit zu erreichen. Vielleicht muss man auch sagen, dass in bestimmten Umbruchzeiten, in Zeiten großer politischer Polarität, nicht immer klar auszumachen ist, wer nun patriotischer ist als andere. So war etwa in der Entspannungsära durchaus umstritten, welche Politik mit der Einheit der Nation vereinbar war oder nicht – oder ob gar die Entspannung im Sinne der Friedenssicherung ein Wert an sich wurde, jenseits der Einheitsfrage.

Auch kann man sich historisch an das böse Schlagwort erinnern, damals zuerst gegenüber

der Sozialdemokratie vorgebracht, vaterlandslose Gesellen¹⁵ zu sein. Hier wurde also der Patriotismus deutungshoheitlich gegen eine unliebsame Partei gewendet. Patriotismus kann nur in einer Bürgergesellschaft reifen. Man kann in Deutschland nach dem Rückgang des Einflusses der 68er und dem Untergang des Marxismus wieder konstruktiv vom Bürger sprechen, ohne dass man als Bourgeois denunziert wird. Der Bürger ist ein aktiver, veränderungsbereiter, sehr beweglicher, auch traditionsfähiger Mitbürger. Das heißt, ein Leben im Stillstand, lediglich als Privatier, ist damit eigentlich unvereinbar. So war ein bürgerliches Leben z. B. in der DDR nur schwer vorstellbar, allenfalls in der so genannten Nischengesellschaft, was aber der Transparenz des bürgerlichen Daseins widersprach. Transparenz ist aber in der Diktatur eine Gefahr.

Natürlich ist eine patriotische Einstellung auch mit einem antinationalen Affekt, gar mit einer antideutschen Gesinnung nicht vereinbar. Die Tradition des Selbsthasses¹⁶ tut sich mit dem Patriotismus des Jahres 2006 besonders schwer, denn er entspricht so gar nicht dem konstruierten Feindbild, in dem man sich eingerichtet hat. Hier besteht also eine dialektische Abhängigkeit vom Faschismus, den man sich nicht nehmen lässt und deshalb überall und jederzeit „entdeckt“. Jede Differenzierung zwischen Patriotismus, Nationalismus, Chauvinismus, Imperialismus usw. ist da vollkommen überflüssig, irritiert hier nur die eigene Identität, die militant vertreten wird. Vor zwei, drei Jahrzehnten war es auch noch viel leichter, die Feinde des Sozialismus mit dem Vorwurf, bürgerliche Interessen zu vertreten, zu isolieren. Heute gehört es gerade zum Patriotismus, aktiv bürgerschaftlich in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft einzugreifen. Patriotismus ist zu einer Bürgerbewegung geworden. Die so genannte neue Bürgerlichkeit¹⁷ untermauert diese Entwicklung.

¹⁵ Vgl. Eckhard Fuhr, *Wo wir uns finden. Die Berliner Republik als Vaterland*, Berlin 2005.

¹⁶ Vgl. Fritz Süllwold, *Deutscher Selbsthass?*, in: *Politische Meinung*, (1997) 331, S. 14 ff.; Max Scheler, *Von zwei deutschen Krankheiten*, in: ders., *Schriften zur Soziologie und Weltanschauungslehre* (Ges. Werke, Bd. 6), Bern 1963, S. 204 ff.

¹⁷ Vgl. „Selbstbewusste Bürger sind keine Bürger von Staates Gnaden“, Ralf Dahrendorf über die vergangenen Werte des Bürgertums, in: *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ) vom 8. 10. 2005, S. 55.

Eine Gesellschaft, die ein selbstbewusstes Nationsempfinden an den Tag legt, bedarf eigentlich keiner ausdrücklichen Leitkultur. Leitkultur ist zwar etwas Selbstverständliches, denn sie zeigt eine Orientierung insbesondere für Neankömmlinge auf, wie man sich in der neuen Gesellschaft, in dem neuen Land verhalten sollte. An sich müsste man dafür dankbar sein. Man kann aber Leitkultur als Vorgabe *top down*, vielleicht verbunden mit einem Kommandoton, missverstehen. Am Besten würde Derartiges vorgelebt, zwanglos, selbstverständlich, beispielhaft. Selbst innerhalb der Unionsparteien hat man keine positive Perspektive entwickelt. Aus demoskopischer Sicht schrieb Renate Köcher am 18. Oktober 2006 in der FAZ: „So wirken die innerparteilichen Diskussionen über den Gedanken der Leitkultur merkwürdig verklemmt, während drei Viertel der gesamten Bevölkerung dafür plädieren, Integrationskonzepte durchaus auch an diesem Gedanken auszurichten.“

Das erkannte Problem liegt darin, dass die Programmatik dieser deutschen Kultur nicht ohne weiteres auszumachen ist.¹⁸ Die deutsche Aufnahmegesellschaft tut sich mit dem Aufnehmen, Integrieren oder gar Assimilieren schwer. Dahinter steckt vermutlich eine Neigung, sich eher entlang ethnischer Vorstellungen orientieren zu wollen, was sicherlich in dieser Konstellation besonders hinderlich ist. Hier könnte eine patriotische Einstellung hilfreich sein, insofern sie die Aufgabe der Integration übernimmt. Wer sich aktiv für die neue Gesellschaft einsetzt, sich mit der neuen Nation, ohne die eigene Herkunft verleugnen zu müssen, identifiziert, sich sprachlich auf sie einstellt und z. B. im Sport das neue Bekenntnis für sich zum Ausdruck bringt, hat die erwähnte affektive Bindung hergestellt – und will dieses auch mitteilen und bekannt machen.¹⁹ Ein derartiger Weg

¹⁸ Vgl. Sascha Lehnartz, *Die lange Leitung der Kultur. Sechs Jahre nach dem Streit über die sog. Leitkultur sind sich fast alle einig: Man braucht sie. Aber was an ihr deutsch ist, bleibt offen*, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (FAS) vom 7. 5. 2006.

¹⁹ In diesem Sinne, auf den Balkan übertragen, hat sich der Nationalspieler Niko Kovac pro-kroatisch geäußert: „Ich habe zwei Heimaten“. Niko Kovac über seinen Weg als in Berlin geborener Jugoslawe zum kroatischen Nationalspieler, in: *Der Tagesspiegel* (Sport-Kapitel) vom 13. 6. 2004, S. 17. Allerdings, ty-

der Angleichung hat über diesen explizit praktizierten Patriotismus einen Zugang gefunden. Man könnte dazu auch sagen, die Leitkultur wurde übernommen, weil mit der emotionalen Akzeptanz Deutschlands auch dessen kulturelles Ensemble übernommen wurde oder wird. Auf diese Weise, wenn man erkennbar sich in die *kulturelle Mitte* einer Gesellschaft bewegen möchte, wäre der Weg der Naturalisation leicht gangbar. Oft kann aber davon auf Seiten eines Teils der Zuwanderer nicht die Rede sein. Einige bequemen sich nicht, auch nicht in Ansätzen, diesen Weg zu gehen.

Leitkultur ist aber nicht nur eine Sache des kulturellen *framings*, sondern auch der konstitutionellen Entwicklung eines Landes, auf die man sich historisch verständigt hat. Seit 1848 ist das Grundgesetz die beste Verfassung, die Deutschland jemals hatte. Die Erwartung, sich hier als Gleicher unter Gleichen an dieses Rechtsprodukt verfassungspatriotisch anzupassen, ist nur selbstverständlich, wenn auch nicht ausreichend. Die sprachliche Assimilierung ist zwischenzeitlich allseits akzeptiert, d. h., eine Assimilierung ist nicht in jedem Fall eine Zumutung. Eine kulturelle Dissimilierung aufrecht zu erhalten, ist ebenfalls wenig sinnvoll, wenn sie jenseits eines stets akzeptierten kulturellen Pluralismus, den man in Deutschland in Gestalt der ursprünglichen und in Dialekten erhalten gebliebenen Landsmannschaftlichkeit kannte und kennt, angesiedelt ist und hierzulande unübliche kulturelle Praktiken verteidigt. Gleiche Staatsbürger ungleich zu behandeln, also kulturrelativ alle kulturellen Differenzen hinnehmen zu wollen, ist nicht Toleranz, sondern das Zulassen diskriminatorischer Akte. Ayaan Hirsi Ali¹⁰ wurde nicht müde, darauf hinzuweisen. Ein Rechtsstaat kann nicht nur unter leitkulturell-patriotischer Hinsicht ein eingewandertes repressives Verhaltensrepertoire vieler Einwanderer nicht hinnehmen, sondern darf ein paralleles Rechtssystem unter keinen Bedingungen akzeptieren.

pisch für deutsche Journalisten, hatten sie Kovac hier zu einem Jugoslawen gemacht, der er, als Kroat, nie sein wollte.

¹⁰ Vgl. Ayaan Hirsi Ali, *Krieg gegen die Frauen*, in: *Die Welt* vom 27. 3. 2006, S. 9.

Yves Bizeul

Nationalismus, Patriotismus und Loyalität zur offenen Republik

Gegenwärtig wird in Deutschland der „gute“ Patriotismus oft vom „schlechten“ Nationalismus getrennt. Davon erhofft man sich, die nicht erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstandene Unsicherheit beim Umgang mit der eigenen Nation teilweise zu überwinden und die Zuneigung zum eigenen Land in einer politisch-korrekten Sprache auszudrücken. Der Patriotismus soll zudem helfen, die infolge der Überwindung der großen politischen Ideologien entstandene Sinn- und Orientierungslücke wieder zu kitten und den gesellschaftlichen Zusammenhalt in einer von Individualisierung, Globalisierung und hoher Veränderungsgeschwindigkeit geprägten Welt zu stärken. Die in der Berliner Republik wieder salonfähig gewordene Vaterlandsliebe soll – im Gegensatz zum früheren aggressiven Nationalismus – eine aufgeklärte, friedliche und demokratische Loyalität zur Nation sein.

Yves Bizeul

Dr., geb. 1956; Professor für Politische Theorie und Ideengeschichte am Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften der Universität Rostock, IPV, Ulmenstr. 69, 18051 Rostock.
yves.bizeul@uni-rostock.de
www.wiwi.uni-rostock.de/~polreg/content/bizeul.htm

In der Tat hat der Patriotismus den großen Vorteil, eine Einstellung bzw. Empfindung zu sein, die kompatibel ist mit einer republikanischen bzw. demokratischen politischen Kultur, in der die Ideen der gegenseitigen Solidarität und einer aktiven politischen Teilhabe hochgehalten werden.¹¹ Er wird von Otto

¹¹ Der Begriff „Patriotismus“ ist im englischen und deutschen Sprachraum erst im frühen 18. Jahrhundert entstanden – vgl. Reinhart Koselleck, *Patriotismus. Gründe und Grenzen eines neuzeitlichen Begriffs*, in: Robert von Friedeburg (Hrsg.), „Patria“ und „Pa-

Dann als „ein gesellschaftlich-politisches Verhalten“ definiert, „bei dem nicht die eigenen oder Gruppeninteressen im Vordergrund stehen – wie zumeist in der Politik –, sondern die Gesellschaft als Ganzes, der Staat, die Umwelt, d.h. in älteren Begriffen: das ‚bonum commune‘ (Gemeinwohl), das Wohl des Vaterlandes (patria).“¹² Der Patriotismus ist politische Tugend und Leidenschaft zugleich, eine tätige Liebe zur politischen Gemeinschaft („caritas rei publicae“) und zu den anderen Staatsbürgern („caritas civium“),¹³ die sich nur in einem moralischen Umfeld entfalten kann.¹⁴ Gerade dies macht ihn in unserer Welt, in der der Ruf nach Moral und Tugendhaftigkeit immer stärker hallt, attraktiv.

Patriotismus und Nationalismus lassen sich voneinander unterscheiden, wenn man wie Ernest Gellner unter Nationalismus „eine Form des politischen Denkens“ versteht, „die auf der Annahme beruht, dass soziale Bindung von kultureller Übereinstimmung abhängt“.¹⁵ Es handelt sich dann um eine kulturalistische Ideologie, die im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – vor allem in nicht republikanischen Ländern bzw. in nicht republikanischen Milieus – die früheren Ideen des Patriotismus und des Kosmopolitismus verdrängt hat. Damals hatte der Nationalismus ausgeprägt mystische Züge. Er war ein Ersatz für die durch Aufklärung und Säkularisierung geschwächten Religionen,¹⁶ bevor er von totalitären Ideologien abgelöst bzw. instrumentalisiert wurde.

trioten“ vor dem Patriotismus. Pflichten, Rechte, Glauben und die Rekonfigurierung europäischer Gemeinwesen im 17. Jahrhundert, Wiesbaden 2005, S. 535–552. Die Tugenden der Freundschaft zwischen Staatsbürgern bzw. der „amor patriae“ wurden allerdings schon in der antiken Polis und im republikanischen Rom für bestimmend für eine gute Politik gehalten. Man findet die „amor patriae“ auch in Schriften des Mittelalters. Sie erhielt jedoch erst unter den Republikanern der Frühen Neuzeit und der Neuzeit wieder eine zentrale Bedeutung.

¹² Otto Dann, Nation und Nationalismus in Deutschland: 1770–1990, München 1996, S. 16.

¹³ Vgl. Maurizio Viroli, Die Idee der republikanischen Freiheit. Von Machiavelli bis heute, Zürich–München 2002, S. 100.

¹⁴ Vgl. Alasdair MacIntyre, Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart, Frankfurt/M. 1995, S. 338.

¹⁵ Ernest Gellner, Nationalismus, Kultur und Macht, Berlin 1999, S. 3.

¹⁶ Vgl. Carlton J. H. Hayes, Nationalism. A Religion, New York 1960; Hans Ulrich Wehler, Nationalismus,

Der Nationalismus hat in der Vergangenheit zu – von oben gesteuerten oder von unten implodierenden – Ausbrüchen irrationaler Gewalt geführt, die zu Massenzerstörungen und Massenmorden von bisher unbekanntem Ausmaß ausufernten. Der Nationalismus ermöglichte außerdem im Innern zusammen mit dem Rassismus eine systematische „Ausschließungspraktik“.¹⁷ Nicht zu Unrecht betrachtet Peter Sloterdijk die Nation als eine durch zentral gesteuerte Kommunikation erzeugte Stress- und Erregungsgemeinschaft, die sich selbst mit Hilfe von Hysterien und Paniken fortwährend in eine für ihr Überleben notwendige Spannung versetzt.¹⁸

Für besonders viel Stress sorgt die Definition der Nation als homogene kulturelle Einheit. Dabei ist historisch gesehen die Nation weniger das Erzeugnis einer gemeinsamen Kultur bzw. eines gemeinsamen Codes als dessen Voraussetzung gewesen. Die „Erfindung der Nation“¹⁹ hat einen tief greifenden kulturellen Integrationsprozess samt der dazu gehörenden Abgrenzung in Gang gesetzt,¹⁰ der eine „Überwindung sippenförmiger, kastenförmiger, patriarchalischer und ständischer Partikularismen“ mit sich brachte.¹¹ Autochthone und eingewanderte kulturelle Minderheiten wurden – nicht selten unter Zwang – in das eingegliedert, was Will Kymlicka die territorial verdichtete „dominante gesellschaftliche Kultur“ nennt; und dies nicht nur in Staaten mit einem ausgeprägten assimilatorischen Verständnis des Nationalen wie Frankreich, sondern auch in traditionellen

Geschichte, Formen, Folgen, München 2001, S. 32 f.; Friedrich Wilhelm Graf, Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur, Bonn 2004, S. 116 ff.

¹⁷ Vgl. Gerd Wiegel, Nationalismus und Rassismus. Zum Zusammenhang zweier Ausschließungspraktiken, Köln 1995; Klaus Holz, Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung, Hamburg 2001.

¹⁸ Vgl. Peter Sloterdijk, Die Nation als Stressgemeinschaft, in: Die Zeit vom 2. 1. 1998, S. 9–12.

¹⁹ Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt/M.–New York 1996.

¹⁰ Vgl. Dieter Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa, München 2000, S. 41.

¹¹ Richard Münch, Die Struktur der Moderne. Grundmuster und differentielle Gestaltung des institutionellen Aufbaus der modernen Gesellschaften, Frankfurt/M. 1992, S. 267.

Einwanderungsgesellschaften wie den Vereinigten Staaten von Amerika oder Australien.¹² Von den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern erwartete man in aller Regel, dass sie die Mehrheitssprache lernten, das kollektive Gedächtnis der Nation – samt dessen Verdichtung in Erinnerungsorten – verinnerlichten und sich dominanten Wert- und Normeinstellungen und Verhaltensweisen anpassten. In den einzelnen Nationalstaaten ist so aus dem Schmelztiegel der einheimischen und fremden Kulturen allmählich eine stets im Wandel begriffene Mehrheitsmischkultur entstanden, die für die Einwohner eines Landes verpflichtend war. Der so entstandene gemeinsame Code ermöglichte eine ausgedehnte Komplementarität der sozialen Kommunikation.¹³ Die kulturelle Integration erwies sich auch als Grundvoraussetzung für eine sich in Umverteilungsmaßnahmen äußernde Solidarität zwischen den in unterschiedlichen Schichten und Regionen mit ungleicher Wirtschaftskraft lebenden Bürgern.

Die Vertreter der Idee der Kulturnation haben die im Laufe der Nationenbildung entstandene gemeinsame Kultur in eine mythische Vergangenheit hineinprojiziert.¹⁴ Die Nation wurde dann als eine ursprüngliche und in sich geschlossene kulturelle Wesenseinheit verstanden, die gegen eine Außenwelt, die stets deren Eigenart zu „verunreinigen“ droht, geschützt werden soll. Solch ein nie endendes Ringen um den Erhalt bzw. die Wiederherstellung einer mythischen ursprünglichen Reinheit der eigenen Kultur hat Menschen für rassistische Wahnvorstellungen anfällig gemacht. Zugleich wurde die eigene Kultur oft als ursprünglicher und großartiger als die der anderen bewertet, als eine Art weltliches Heilmittel, an dem die ganze Welt genesen sollte.

Es ist kein Zufall, dass die in Deutschland tief verwurzelte kulturalistische Definition der Nation den Weg für den mörderischen

¹² Will Kymlicka, *Multikulturalismus und Demokratie. Über Minderheiten in Staaten und Nationen*, Hamburg 1999, S. 21 ff.

¹³ Vgl. Karl W. Deutsch, *Nationenbildung, Nationalstaat, Integration*, Düsseldorf 1972.

¹⁴ Vgl. die Unterscheidung zwischen dem so genannten „static“ bzw. „territorial-civic nationalism“ politischer Prägung und dem ethnisch-kulturalistischen „cultural nationalism“ in: Chaim Gans, *The Limits of Nationalism*, Cambridge 2003, S. 8.

Nationalsozialismus gebahnt hat. Die Gründe für das deutsche Bekenntnis zur subjektiven, sprachlich-geistigen Kulturnation, das später sowohl eine objektive und letztendlich auch eine rassistische Dimension erhielt, sind hinreichend bekannt: Die Deutschen bildeten nach der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und der späten Durchsetzung der kleindeutschen Lösung lange eine „Sprachgemeinschaft“ ohne Staat. Deutschland war infolgedessen eine „verspätete Nation“ – oder besser ein verspäteter Nationalstaat.¹⁵ Die „Kleriker“ und die intellektuellen Fürsprecher des neuen Nationalismus wurden durch eine kränkelnde Aristokratie von der Politik ferngehalten und übernahmen aus diesem Grund eine partikuläre Sicht des Nationalen.¹⁶ Außerdem wurde eine durch Religion und Mythen saturierte Kultur überhöht.

Freilich warnen deutsche Wissenschaftler wie Otto Kallscheuer und Claus Leggewie vor einer zu groben Vereinfachung dieser Fragestellung. Sie sehen in Herder in erster Linie einen aufgeklärten Kosmopoliten und in Fichte einen republikanischen Jakobiner und listen die vielen deutschen Verfechter eines weltoffenen Patriotismus auf. Am Ende ihrer Studie müssen jedoch auch sie zugeben, dass es eben doch einen deutschen „Sonderweg“ in dem Verständnis, was eine Nation sei, gegeben hat.¹⁷

Patriotismus als Gegengift des Nationalismus?

Der Nationalismus als Liebe zur Kulturnation war mitnichten ein rein deutsches Phänomen. Man findet ihn in unterschiedlichen Va-

¹⁵ Vgl. Helmuth Plessner, *Die verspätete Nation*, Frankfurt/M. 1974.

¹⁶ Vgl. Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd. 1, Frankfurt/M. 1995¹⁹, S. 36 ff.

¹⁷ Vgl. Otto Kallscheuer/Claus Leggewie, *Deutsche Kulturnation versus französische Staatsnation? Eine ideengeschichtliche Stichprobe*, in: Helmut Berding (Hrsg.), *Nationales Bewußtsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 2*, Frankfurt/M. 1994, S. 112–162. Vgl. hierzu auch Dieter Oberndörfer, *Deutschland ein Mythos? Von der nationalen zur postnationalen Republik*, in: Yves Bizeul (Hrsg.), *Politische Mythen und Rituale in Deutschland, Frankreich und Polen*, Berlin 2000, S. 161–196.

riationen in der Geschichte der meisten Nationalstaaten wieder. Allerdings hat sich der Patriotismus oft – jedoch nicht immer und nicht automatisch – in den modernen Republiken als Gegengift gegen das Gefährdungspotenzial des Nationalismus ausgewirkt.¹⁸ Freilich wurde er immer wieder als Fassade für die Unterdrückung fremder Völker und für gewaltvolle Eroberungen missbraucht. Nicht von ungefähr hat der französische Schriftsteller Romain Gary den Nationalismus als „Krebsgeschwür des Patriotismus“ bezeichnet.¹⁹ Emanzipatorische Freiheitskämpfe wiederum wurden teilweise durch einen kulturalistischen Nationalismus angetrieben.²⁰ Dennoch hat die mit dem republikanischen Patriotismus verbundene Idee der politischen Staatsnation die Vermehrung von menschenabgrenzenden „völkischen“ und von menschenverachtenden rassistischen Bewegungen gebremst.

Auch wenn der Patriotismus sich nicht immer leicht vom Nationalismus unterscheiden lässt – Maurizio Viroli spricht zu Recht von einer „Nationalisierung des Patriotismus“ im 19. Jahrhundert –,²¹ hat er dafür gesorgt, dass die modernen Republiken nicht primär als kulturelle bzw. ethnische Einheiten verstanden wurden, sondern als nicht angestammte, politische „Gemeinschaften von Staatsbürgern“.²² Der „citoyen“ bzw. der „citizen“ ist in diesem Konzept kein konkreter, in ein besonderes kulturelles bzw. soziales Umfeld eingebetteter Mensch, sondern eine juristische und politische Abstraktion. Durch die Hervorhebung der abstrakten Figur des

Staatsbürgers wollte man das Individuum vor den repressiven Tendenzen partikularer Kulturen und Traditionen schützen, die prinzipielle Gleichheit der Einzelnen betonen und das Denken in universalistischen Kategorien erst möglich machen. Der Staatsbürger kann sich zugleich als Weltbürger definieren, während dies für den Nationalisten unmöglich ist: „Das Abstrakte verbindet die Menschen, nicht das Konkrete! Die Kulturen trennen die Menschen, die Zivilisation vereint sie!“²³

Viroli's These vom Patriotismus als „Gegengift“ des Nationalismus ist nicht unwidersprochen geblieben. So sieht Bernard Yack im heutigen Rekurs auf den Patriotismus die Entstehung eines neuen Mythos, der nicht weniger gefährlich sei als derjenige der ethnischen Nation. Auch wenn der Patriotismus möglicherweise in der Vergangenheit das alltägliche Engagement der Einzelnen für das Gemeinwesen gestärkt hat, wies er – wie der Nationalismus auch – in der politischen Alltagspraxis ein starkes Ab- und Ausgrenzungspotenzial auf.²⁴ So waren zum einen die Ausländer und Metöken in Athen von jeglicher Teilhabe an der Politik ausgeschlossen, und zum anderen war die Außenwirkung der attischen Polis vom imperialistischen Streben und von einer knallharten Machtpolitik geprägt, wie man im „Melierdialog“ Thukydides' beeindruckend feststellen kann. Die republikanisch gesinnten Römer haben den Patriotismus zwar als Liebe zur Freiheit und zu den Gesetzen verstanden,²⁵ dies hat jedoch die Außenpolitik Roms kaum weniger aggressiv gemacht, auch wenn die von den Römern eroberten Gebiete ein gewisses Selbstbestimmungsrecht erhielten. Während der Französischen Revolution wurde den Juden und Protestanten zwar die Staatsbürgerschaft gewährt, und am 22. Mai 1790 verabschiedete die Nationalversammlung sogar eine „Friedensdeklaration an die Welt“, in der die französische Nation auf Eroberungskriege verzichtete. Allerdings wurden auch in

¹⁸ Vgl. Maurizio Viroli, *For Love of Country: An Essay on Patriotism and Nationalism*, Oxford 1997.

¹⁹ Romain Gary, *Le Judaïsme n'est pas une question de sang. Propos recueillis par Richard Liscia*, in: *L'Arche* vom 26. 4./25. 5. 1970, auch in: www.psychanalyse.et.ideologie.fr/courrier/gary.html (20. 9. 2006). Gary teilte De Gaulles Einschätzung, wonach der Patriotismus Liebe zu den Seinen und der Nationalismus Hass auf die anderen sei (vgl. Romain Gary, *Éducation européenne*, Paris 1945).

²⁰ Peter Alter unterscheidet aus diesem Grund zwischen einem progressiven „*Risorgimento*-Nationalismus“ und einem gefährlichen „integralen Nationalismus“. Vgl. Peter Alter, *Nationalismus*, Frankfurt/M. 1985, S. 33 ff.

²¹ M. Viroli (Anm. 18), S. 140 ff.

²² Dominique Schnapper, *La Communauté des citoyens. Sur l'idée moderne de nation*, Paris 1994; Michael Ignatieff, *Blood and Belonging: Journeys into the New Nationalism*, London 1993, S. 6.

²³ Rudolf Burger, *Multikulturalismus im säkularen Rechtsstaat. Eine zivilisationstheoretische Grenzbestimmung*, in: *Leviathan*, 25 (1997) 2, S. 173–185, hier S. 178.

²⁴ Vgl. Bernard Yack, *The Myth of the Civic Nation*, in: *Critical Review*, 10 (1996) 2, S. 193–212; ders., *Can Patriotism Save Us from Nationalism? Rejoinder to Viroli*, in: *Critical Review*, 12 (1998) 1–2, S. 203.

²⁵ Vgl. u. a. Marcus Tullius Cicero, *Tusculanae disputationes*, IV. 43.

diesen bewegten Zeiten die so genannten inneren „Feinde der Revolution“ zu ausgegrenzten Nicht-Franzosen gemacht und Kriege mit missionarischem Eifer geführt.

Nach Nicholas Xenos lassen sich solche Ab- und Ausgrenzungen dadurch erklären, dass die Verfechter des Patriotismus sich nicht selten der Metapher der „Familie“ bedienen, um auf die Tiefe ihrer Liebe zum „Vaterland“ hinzuweisen. So bezeichnete der Republikaner Jean-Jacques Rousseau die Patria als „die gemeinschaftliche Mutter der Bürger“.¹²⁶ Dadurch wurde die politische Sicht der Polis teilweise durch eine organisch-naturalistische ersetzt.¹²⁷ Die Aufladung der nationalen Zugehörigkeit mit familiären Zuneigungen führt Kommunitarier wie Alasdair MacIntyre heute dazu, die „liberale“ Vorstellung, wonach der Patriot die Schranken, „die der neutrale moralische Standpunkt errichtet hat“, nicht überschreiten darf, schroff abzulehnen.¹²⁸

Der Patriotismus war ohnehin selten frei von jeglichem Nationalismus. Selbst bei den Aufklärern und Republikanern Rousseau und Kant lassen sich Äußerungen finden, die belegen, dass auch sie die Nation als vopolitische Gemeinschaft gedacht haben. So plädierte Rousseau – wie später auch Herder – für den Erhalt der kulturellen Vielfalt der Nationen. „Es gibt“, bedauert er, „heutzutage, was immer man auch sagen mag, keine Franzosen, keine Deutschen, keine Spanier, selbst keine Engländer mehr, es gibt nur noch Europäer.“¹²⁹ Dadurch verlieren die einzelnen Na-

tionen nicht nur an Eigenschaften, sondern auch an Kraft und Vitalität. „Gebt den Leidenschaften der Polen eine andre Richtung“, verlangt Rousseau, „und ihr werdet ihren Seelen nationale Züge geben, die sie von andern Völkern unterscheiden werden, die sie hindern, sich mit ihnen zu vermengen, sich bei ihnen zu gefallen und sich mit ihnen zu verbrüdern, und ihr werdet ihnen eine Eigenkraft geben, die das mißbräuchliche Spiel leerer Vorschriften ersetzen und sie aus Lust und Liebe das tun lassen wird, was nicht gut genug getan wird, wenn es aus bloßer Pflicht oder aus Eigennutz geschieht. In solchen Seelen wird dann eine wohlangepaßte Gesetzgebung Fuß fassen.“¹³⁰

Immanuel Kant definiert seinerseits in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ das nationale Volk durch den Bezug auf eine angebliche Abstammung. Dabei handelt es sich seiner Ansicht nach um „die in einem Landstrich vereinigte Menge, in so fern sie ein Ganzes ausmacht. Diejenige Menge oder auch der Theil derselben, welcher sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt.“¹³¹ Kant schließt sich hier einer objektivistischen Auffassung von Volk und Nation an. Allerdings vertritt er unmittelbar danach auch eine subjektivistische (politische) Sicht der Nation. Er ist nach altrömischer Art der Auffassung, dass zur Nation nur der Teil der ursprünglichen Menge gehört, der bereit ist, die gemeinsamen Gesetze anzuerkennen.

Prioritätensetzung zwischen Patriotismus und Nationalismus

Die entscheidende Frage lautet letztendlich nicht, ob es einen Patriotismus in Reinform geben soll, sondern ob ihm Vorrang vor dem zu diesem Zwecke instrumentalisiert wird. Mit anderen Worten: Steht die „patria civitatis“ (das staatsbürgerliche Vaterland) über der „patria naturae“ (dem natürlichen Vaterland), um auf die Begrifflichkeit Ciceros zurückzugreifen,¹³² und wird die Nation zuallererst als

¹²⁶ Jean-Jacques Rousseau, Abhandlung über die politische Ökonomie, in: ders., Sozialphilosophische und Politische Schriften, München 1981, S. 223–265, hier S. 244.

¹²⁷ Vgl. Nicholas Xenos, Civic Nationalism: Oxymoron?, in: Critical Review, 10 (1996) 2, S. 213–231; ders., Questioning Patriotism: Rejoinder to Viroli, in: Critical Review, 12 (1998) 1–2, S. 197–202.

¹²⁸ Alasdair MacIntyre, Ist Patriotismus eine Tugend?, in: Axel Honneth (Hrsg.), Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften, Frankfurt/M.–New York 1994², S. 84–102, hier S. 85 ff., Zitat S. 87.

¹²⁹ Jean-Jacques Rousseau, Betrachtungen über die Regierung Polens und über deren vorgeschlagene Reform, in: ders. (Anm. 26), S. 563–655, hier S. 572. Ähnliches findet man bei dem Abbé Coyer. Vgl. Gabriel-François Coyer, Dissertation pour être lues: la première sur le vieux mot de patrie, la seconde sur la nature du peuple, Den Haag 1755.

¹³⁰ J.-J. Rousseau (ebd.), S. 572 f.

¹³¹ Immanuel Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, in: ders., Werke in zehn Bänden, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1983, S. 397–690, hier S. 658.

¹³² Marcus Tullius Cicero, De legibus II, 5.

eine offene Gemeinschaft von freien Staatsbürgern verstanden oder als eine in sich geschlossene kulturelle bzw. Abstammungsgemeinschaft? Es geht also um die richtige Prioritätensetzung zwischen Patriotismus und Nationalismus und nicht um ein völliges Ausschließen nationalistischer und kulturalistischer Empfindungen im Patriotismus.

Angela Merkel ordnete – zumindest auf der Ebene des Diskurses – die Prioritäten nicht richtig, als sie in einem Zeitungsinterview den Patriotismus als „das Bekenntnis zur Geschichte der Nation, mit ihren Höhen und Tiefen, zur Kultur und Sprache des Landes, zu den Liedern, zu den Landschaften und Regionen, zu den Menschen mit ihren Leistungen“ verstand und erst dann auf die republikanische Definition des Wortes zu sprechen kam: „Patriotismus bedeutet für mich aber auch darüber hinaus, nicht nur auf das persönliche Wohlergehen zu schauen, sondern sich dafür einzusetzen, dass das eigene Land vorankommt, dass Deutschland auch im Ausland als Erfolgsmodell angesehen wird.“¹³³ Zu Recht hat Merkel infolge der umstrittenen Rede des CDU-Abgeordneten Martin Hohmann vom 3. Oktober 2003 die Notwendigkeit einer offenen Patriotismus-Debatte betont. Allerdings wurde diese bis heute nicht ernsthaft geführt. In Anbetracht der neueren deutschen „Leitkultur“-Schwärmerei scheint die Justierung von Patriotismus und Nationalismus in Deutschland heute offensichtlich noch Probleme zu bereiten.

Davon zeugt auch das Thesenpapier der sächsischen CDU „Deutscher Patriotismus in Europa“, das auf dem 19. Landesparteitag am 5. November 2005 beschlossen wurde.¹³⁴ In diesem Text wird Patriotismus vor allem als Heimatliebe und Lokalpatriotismus verstanden. Die Autoren knüpfen an die Tradition der deutschen Romantik an und machen die Gemeinschaftsgefühle, die Kultur der Gebildeten und die tradierten Wertesysteme zur Grundlage eines weitgehend kulturalistisch verstandenen Patriotismus. Ihre Anklage gegen die Anglizismen im Sprachgebrauch und die „Mischmaschsprache ‚Denglisch‘“

¹³³ Interview „Die Deutschen sind zu pessimistisch“, Ohne Bekenntnis zur Nation ist Europa nicht denkbar, in: Die Welt vom 9. 11. 2004, S. 7.

¹³⁴ Vgl. www.cdu-sachsen.de/de/partei/Landespartei-tage/19_LPT/Patriotismuspapier/ (19. 9. 2006).

verrät eine Sehnsucht nach einer Reinheit der Sprache und der Kultur, die es so nie gegeben hat.¹³⁵ Trotz Zustimmung zum Gedanken des liberalen Soziologen Ralf Dahrendorf, wonach Patriotismus die „Voraussetzung des Weltbürgertums“ sei,¹³⁶ und trotz des Lippenbekenntnisses zur Staatsnation sowie der eindeutigen Kritik von Nationalismus und Chauvinismus¹³⁷ sind hier nationale und regionale Identitätsgefühle im Verständnis des Patriotismus übergewichtet.

Dass eine verkehrte Prioritätensetzung fatale Folgen nach sich ziehen kann, musste man in der Vergangenheit nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich schmerzlich erfahren. Dies wird am Fallbeispiel des französischen Neoroyalisten Charles Maurras deutlich. In einem in der Zeitschrift „Le Soleil“ vom 2. März 1900 erschienenen Aufsatz benutzte Maurras, um den modernen „integralen Nationalismus“ – der Begriff stammt von ihm – zu beschreiben, die Sprache des alten Patriotismus und verlangte vom Bürger in Anlehnung an das alte Rom, dass er „seine Gefühle, seine Interessen und sein Lehrgebäude dem Wohle des Vaterlandes unterordnet“.¹³⁸ Jedoch wird der Patriotismus in der Schrift zu einem aggressiven Chauvinismus. Maurras' Bewunderung gilt hier den Römern und den von ihm sonst verachteten Engländern, die, angespornt durch den Nationalismus, konsequent und gewaltsam Machtpolitik betrieben haben. Angesichts der folgenschweren Umdeutung des Patriotismus in einen neodarwinistischen Nationalismus ist es nicht erstaunlich, dass Maurras während des Zweiten Weltkriegs zum Apologeten des mit NS-Deutschland kollaborierenden Vichy-Regimes wurde.

Der „Verfassungspatriotismus“

Der Imperativ, dem Patriotismus den Vorrang vor dem Nationalismus einzuräumen, sollte jedoch nicht zu dem falschen Schluss verleiten, ihn von jeglicher sozialer, geschichtlicher und

¹³⁵ Ebd., S. 10.

¹³⁶ Ebd., S. 7 ff.

¹³⁷ Vgl. ebd., S. 3.

¹³⁸ Charles Maurras, Was ist der integrale Nationalismus?, in: Robert-Hermann Tenbrock/Kurt Kluxen/Werner Grütter/Günther Lottes (Hrsg.), Zeiten und Menschen, Ausgabe Q, Nationalstaat und Nationalismus im 19. Jahrhundert, bearb. v. Hartwig Brandt/Werner Grütter, Paderborn 1981, S. 75 f.

kultureller Konkretheit zu reinigen. Gerade dies haben die französischen (nicht republikanischen) Vertreter der Definition der Nation als Willensgemeinschaft des Endes des 19. Jahrhunderts, Fustel de Coulanges und Ernest Renan, nicht getan.¹³⁹ Freilich war für die beiden Autoren die Nation in erster Linie das Ergebnis des gemeinsamen Willens der Staatsbürger, zusammen zu leben und miteinander zu handeln, denn sie beruht auf einem „Plebiszit Tag für Tag“.¹⁴⁰ Renan betrachtete die Nation indes als etwas Höheres, als einen Verein, als „eine Seele, ein geistiges Prinzip“,¹⁴¹ das nicht nur aus einem Willensakt, sondern auch aus einem gemeinsamen kollektiven Gedächtnis und aus einem reichen Erbe an Erinnerungen besteht: „In der Vergangenheit ein gemeinsames Erbe von Ruhm und Reue, für die Zukunft ein gemeinsames Programm; gemeinsam gelitten, gejubelt, gehofft haben – das ist mehr wert als gemeinsame Zölle und Grenzen, die strategischen Vorstellungen entsprechen.“¹⁴²

Tzvetan Todorov spricht von einer logisch unhaltbaren Vermischung der subjektivistischen und objektivistischen Sichtweisen der Nation bei Renan. Dieser habe zwar mit Erfolg vermieden, den „bürgerlichen“ Nationalismus in einen einfachen Patriotismus zu verwandeln. Es sei ihm aber nicht gelungen, zwischen zwei Erscheinungsformen der Nation scharf genug zu trennen: der politischen und der kulturellen. Renan deute die „kulturelle“ Dimension der Nation mit patriotischen Kriterien.¹⁴³

Todorov übersieht allerdings, dass weder Renan noch Fustel de Coulanges eine kulturalistische Auffassung der Nation vertraten. Sie wollten vielmehr auf die Einbettung des Einzelnen in ein gemeinsames politisches Handeln, das zwangsläufig im Laufe der Jahre zur Entstehung einer Solidar- bzw. Schicksalsgemeinschaft und zur Konstruktion einer „narrativen Identität“ führt, hinweisen.¹⁴⁴ Der

Staatsbürger ist somit nicht das passive Erzeugnis einer Kultur oder einer Abstammung, sondern jemand, der zusammen mit Anderen seine Zukunft selbst gestaltet und erst dadurch eine objektivere Gestalt gewinnt.

Das Handeln der Staatsbürger zur Verwirklichung gemeinsamer Projekte erfordert gerade die mobilisierende Kraft der politischen Symbolik. In seiner in Frankreich viel zitierten Untersuchung der Zeremonien vom 11. November stellt der französische Historiker und Politologe Antoine Prost fest, dass es ohne politische Kulte keinen republikanischen Glauben und keine republikanische Tugend geben würde. „Dann“, so Prost, „herrscht ein entzaubertes Regime, in dem sich der Gesellschaftsvertrag angesichts funktionaler Notwendigkeiten verflüchtigt.“¹⁴⁵ Eine solche Aussage steht in der Tradition des alten Republikanismus. Schon Perikles in seiner berühmten Gefallenenrede und Abraham Lincoln bei der Eröffnung des Nationalfriedhofs in Gettysburg 1863 haben Totenfeiern zum Anlass genommen, um ihre demokratischen Überzeugungen auf pathetische Weise kundzutun.

Man sollte nicht versuchen, den politischen Glauben durch die Vernunft zu ersetzen, sondern vielmehr die Vernunft als Wächterin über den politischen Glauben zu etablieren. Gerade dies war das Ziel des Republikaners Dolf Sternberger. Der Erfinder des Begriffs „Verfassungspatriotismus“ – der Loyalität zur Verfassung und nicht zur Kulturnation – weigerte sich mit guten Gründen, das Vaterland als „Mutterschoß“ zu überhöhen.¹⁴⁶ Er betont in seinen Schriften immer wieder die politische Dimension des Patriotismus und stimmt dem deutschen Schriftsteller Thomas Abbt, einem Freund des Berliner Aufklärungsphilosophen Moses Mendelssohn, zu, wenn dieser in seiner Schrift von 1761 „Vom Tode für das Vaterland“ behauptet: „Wenn

¹³⁹ Vgl. Ernest Renan, Was ist eine Nation? Rede am 11. März 1882 an der Sorbonne, Hamburg 1996; Fustel de Coulanges, L'Alsace est-elle allemande ou française?, réponse à M. Mommsen (professeur à Berlin), Paris, le 27 octobre 1870, in: ders., Questions contemporaines, Paris 1919³, S. 89–102.

¹⁴⁰ E. Renan, ebd., S. 35.

¹⁴¹ Ebd., S. 34.

¹⁴² Ebd., S. 35.

¹⁴³ Tzvetan Todorov, Nous et les autres. La réflexion française sur la diversité humaine, Paris 1989, S. 305 f.

¹⁴⁴ Zur narrativen Identität vgl. Alasdair MacIntyre (Anm. 4); Paul Ricœur, Das Selbst als ein Anderer,

München 1996, S. 150 ff.; ders., Narrative Identity, in: Philosophy Today, 35 (1991) 1, S. 73–81.

¹⁴⁵ Antoine Prost, Les monuments aux morts. Culte républicain? Culte civique? Culte patriotique?, in: Pierre Nora (Hrsg.), Les Lieux de mémoire, Bd. 1, La République, Paris 1984, S. 195–225, hier S. 222.

¹⁴⁶ Dolf Sternberger, Verfassungspatriotismus. Rede bei der 25-Jahr-Feier der „Akademie für Politische Bildung“ (1982), in: ders., Verfassungspatriotismus. Schriften Bd. X, Frankfurt/M. 1990, S. 17–31, hier S. 23.

Für eine Loyalität zur offenen Republik

mich die Geburt oder meine freie Entschlie-ßung mit einem Staat vereinigen, dessen heil-samen Gesetzen ich mich unterwerfe, Geset-zen, die nicht mehr von meiner Freiheit ent-ziehen, als zum Besten des ganzen Staates nötig ist, alsdann nenne ich diesen Staat mein Vaterland.“¹⁴⁷ Sternberger sah aber auch die Notwendigkeit, im Nationalismus wieder ein „Element natürlicher Heimatlichkeit“ einzu-führen, um eine radikal rationale Bestimmung des Begriffes zu vermeiden.¹⁴⁸

Oft wirft man dem zweiten deutschen Ver-fechter des „Verfassungspatriotismus“, Jürgen Habermas, ungerechtfertigterweise vor, die-sen Begriff von allen vopolitischen Bestim-mungen reinigen zu wollen. Dabei ist ihm wohl bewusst, dass die Deutung der Verfas-sung stets auf Grundlage eines gemeinsamen, kulturell bedingten Interpretationshorizonts erfolgt, und dass die gemeinsame politische Kultur der Staatsbürger „ethisch imprä-gniert“ ist.¹⁴⁹ Der Verfassungspatriotismus impliziert in seinen Augen eine selektive Übernahme der Elemente aus der Vergangen-heit, die sich mit den Grundprinzipien der Verfassung vereinbaren lassen.¹⁵⁰ Außerdem beschäftigt sich Habermas heute in Anle-hnung an Ernst Cassirer und Karl Jaspers ver-stärkt mit der symbolischen Dimension der Politik,¹⁵¹ ohne dass er jedoch die Tiefe der Analysen von Claude Lefort und Marcel Gauchet zur Bedeutung der Symbolik in der Demokratie erreicht.¹⁵²

¹⁴⁷ Ebd., S. 22.

¹⁴⁸ Ebd., S. 23.

¹⁴⁹ Jürgen Habermas, Anerkennungskämpfe im demo-kratischen Rechtsstaat, in: Charles Taylor, Multikultu-ralismus und die Politik der Anerkennung. Mit Kommen-taren von Amy Gutmann (Hrsg.), Steven C. Rockefeller, Michael Walzer, Susan Wolf. Mit einem Beitrag von Jürgen Habermas, Frankfurt/M. 1993, S. 147–196, hier S. 178; ders., Replik auf Beiträge zu einem Symposium der Cardozo Law School, in: ders., Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politi-schen Theorie, Frankfurt/M. 1996, S. 309–398, hier S. 328 f.

¹⁵⁰ Vgl. Jürgen Habermas, Geschichtsbewußtsein und postnationale Identität. Die Westorientierung der Bundesrepublik, in: ders., Eine Art Schadensabwick-lung. (Kleine Politische Schriften, VI), Frankfurt/M. 1987, S. 161–179, hier S. 173.

¹⁵¹ Vgl. Jürgen Habermas, Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck. Philosophische Essays, Frankfurt/M. 1997.

¹⁵² Vgl. Claude Lefort/Marcel Gauchet, Über die De-mokratie: Das Politische und die Instituierung des Gesellschaftlichen, in: Ulrich Rödel (Hrsg.), Auto-

Auch wenn man sich bemüht, zwischen Pa-triotismus und nationalistischer Ideologie scharf zu trennen, und auch wenn man dem Patriotismus eine eindeutige Priorität vor dem Nationalismus einräumt, bleibt die ent-scheidende Frage offen, ob der Patriotismus in modernen pluralistischen Demokratien überhaupt noch zeitgemäß ist. Die Republi-kaner beantworten diese Frage selbstver-ständlich mit „Ja“, denn mit dem Patriotis-mus verbinden sie die ihnen am Herzen lie-genden Vorstellungen des gesellschaftlichen Zusammenhalts und des sozialen bzw. politi-schen Engagements der Staatsbürger. So sehen Benjamin Barber, Jean-Marie Guéhen-no, Pierre-André Taguieff, Dominique Schnapper und Yves Lacoste in der Nation den natürlichen Raum für soziale Solidarität und Demokratie.¹⁵³ Ein Ende des republika-nischen Nationalstaates und des damit ver-bundenen Patriotismus würde zur Aufhe-bung des Politischen führen. Nur noch das ökonomische Denken würde dann weltweit herrschen. Einige Republikaner wie Barber verbinden die Forderung nach einer Renais-sance des Patriotismus mit der nach dem Auf-bau einer basisnahen deliberativen Demokra-tie.¹⁵⁴ Selbst Sozialliberale wie Philippe Van Parijs begrüßen den „solidarischen Patriotis-mus“ als Bollwerk gegen den steigenden mo-dernen Individualismus in der Gesellschaft.¹⁵⁵

Tatsächlich lässt sich jedoch der Patriotis-mus nur schwer mit dem heutigen Pluralis-mus vereinbaren. Die früheren Vertreter des Republikanismus sind meist von der Existenz eines allen Staatsbürgern gemeinsamen politi-schen Projektes und eines Endziels ausgegan-gen und haben sich aus diesem Grund mit dem politischen und gesellschaftlichen Plura-lismus schwer getan. Machiavelli, Algernon Sidney und Adam Ferguson zählen zu den

nome Gesellschaft und libertäre Demokratie, Frank-furt/M. 1990, S. 89–122.

¹⁵³ Vgl. Benjamin Barber, Starke Demokratie. Über die Teilhabe am Politischen, Hamburg 1994; Jean-Marie Guéhenno, Das Ende der Demokratie, München–Zü-richt 1994; Yves Lacoste, Vive la nation. Destin d'une idée géopolitique, Paris 1997; Pierre-André Taguieff, La République menacée, Paris 1996.

¹⁵⁴ Vgl. B. Barber, ebd.

¹⁵⁵ Philippe Van Parijs, Real Freedom for All. What (if anything) Can Justify Capitalism?, Oxford 1995, S. 230.

wenigen unter ihnen, die sich bemüht haben, eine pluralistische und konfliktreiche Republik zu denken.¹⁵⁶ Rousseau hingegen trat für eine sozial, ökonomisch und kulturell weitgehend homogene Republik ein.

Heute noch hat der von Rousseau beeinflusste Republikanismus französischer Prägung Probleme, die kulturelle Vielfalt im öffentlichen Raum ernst zu nehmen.¹⁵⁷ Die angelsächsische republikanische Tradition zeigt sich dem kulturellen Pluralismus gegenüber offener. Verfechter des Multikulturalismus wie der Kanadier Charles Taylor gehen allerdings zu weit, wenn sie den Patriotismus vom Staat abkoppeln wollen, um ihn erneut kulturalistisch zu definieren. Die einzelnen Gemeinschaften sollen nach Taylor ihre identitären Bindungen frei stärken können und Anerkennung vom Staat erhalten. Im Taylor'schen „pluralistischen Patriotismus“ wird allerdings das Endziel des „*bonum commune*“ durch die Suche nach Identität in einzelnen Gemeinschaften ersetzt, ein Quell für nicht endende politische Konflikte zwischen den einzelnen, in Konkurrenz zueinander stehenden kulturellen Gemeinschaften.

Nur durch eine zivilgesellschaftliche Deutung des republikanischen Patriotismus lässt sich dieser mit dem inner- bzw. außenstaatlichen (hyper-)modernen Pluralismus zusammen denken. Dafür ist es notwendig, wie Dieter Oberndörfer und Michael Walzer von einer Treue zur offenen Republik auszugehen.¹⁵⁸

Weder die Nation noch das Vaterland sollen Gegenstand der Loyalität der Staatsbürger sein, sondern eine dem politischen, sozialen, kulturellen und ethnischen Pluralismus gegenüber prinzipiell offene Republik mit einer starken Zivilgesellschaft. Walzer ten-

diert wie Habermas und im Unterschied zu Oberndörfer dazu, die „mystischen Beiklänge“, die „kunstvollen Ritualisierungen“ und die „symbolischen Ausdrucksformen“ dieser Art von Loyalität zu gering zu schätzen. Man sollte deren Notwendigkeit erkennen und zugleich eine kritische Distanz zu ihnen pflegen.

Da der Patriotismus nicht als Treue zur Patria, sondern als Loyalität zur Republik verstanden werden soll, erweist sich letztendlich der Begriff „Patriotismus“ als ungeeignet. Mit ihm sind Metaphern verbunden, die für moderne mündige Bürger und Subjekte problematisch sind, wie die Liebe zu abstrakten Personen – nach dem Bonmot des Bundespräsidenten Gustav Heinemann liebt man nicht den Staat, sondern seine Frau –, die mütterliche Geborgenheit und Fürsorge der Gemeinschaft oder die Bewunderung der „Väter“. Nicht Patriotismus sollte gefördert werden, sondern eine gesunde, kritische, aber auch bewusste Treue zur Republik, die mehr ist als nur die positive Haltung zu den Grundprinzipien der Verfassung. Sie setzt nicht nur Zivilcourage voraus, sondern auch die Bereitschaft, im Ernstfall selbst sein Leben einzusetzen. In dieser Hinsicht haben sich die New Yorker Feuerwehrleute am 11. September 2001 nicht nur pflichtbewusst, sondern auch „republikanisch“ verhalten.

Der 11. September zeigt übrigens auch, dass ein wohlverstandener Republikanismus den gesellschaftlichen Pluralismus keinesfalls gefährdet. Nach dem Attentat bekannten sich die Vertreter der verschiedenen Ethnien, Religions- und Bevölkerungsgemeinschaften öffentlich zur Republik und zur Nation, ohne dafür ihre Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Gemeinschaften preiszugeben. Eine solche Loyalität zur offenen Republik macht eine „verschachtelte“ gemeinschaftliche Loyalität möglich: Man kann sich zugleich zu einer innerstaatlichen Gemeinschaft, zu einer Nation und zu Europa bekennen. Der Weltbürger fühlt sich zudem im Sinne Kants mit den anderen Republikanern weltweit eng verbunden.

¹⁵⁶ Vgl. Serge Audier, *Les Théories de la république*, Paris 2004, S. 18 f., 26 f. und 29.

¹⁵⁷ Vgl. u. a. Michel Wieviorka, *Kulturelle Differenzen und kollektive Identitäten*, Hamburg 2003; Yves Bizuel, *Kulturalistische, republikanische und zivilgesellschaftliche Konzepte für die Integration von Migranten*, in: ders. (Hrsg.), *Integration von Migranten. Französische und deutsche Konzepte im Vergleich*, Wiesbaden 2004, S. 137–175.

¹⁵⁸ Vgl. Dieter Oberndörfer, *Der Wahn des Nationalen. Die Alternative der offenen Republik*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1993; Michael Walzer, *Zivile Gesellschaft und amerikanische Demokratie*, Berlin 1992, S. 172 ff.

APuZ

Nächste Ausgabe

3/2007 · 15. Januar 2007

Gemeinsame Nachkriegsgeschichte?

Horst Möller

Demokratie und Diktatur

Günther Heydemann

Integrale deutsche Nachkriegsgeschichte

Andreas Wirsching

Für eine pragmatische Zeitgeschichtsforschung

Martin Sabrow

Historisierung der Zweistaatlichkeit

Katrin Hammerstein

Deutsche Geschichtsbilder vom Nationalsozialismus

Peter E. Fäßler

Innerdeutscher Handel und Entspannungspolitik

Thomas Abbe

Deutsche Generationen nach 1945

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.



Redaktion

Dr. Katharina Belwe
Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Ludwig Watzal
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Sabine Klingelhöfer
Telefon: (0 18 88) 5 15-0
oder (02 28) 36 91-0

Internet

www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Druck

Frankfurter Societäts-
Druckerei GmbH,
60268 Frankfurt am Main.

Vertrieb und Leserservice

- Nachbestellungen der Zeitschrift
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung einschließlich
APuZ zum Preis von Euro 19,15
halbjährlich, Jahresvorzugspreis
Euro 34,90 einschließlich
Mehrwertsteuer; Kündigung
drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes

Vertriebsabteilung der
Wochenzeitung **Das Parlament**
Frankenallee 71-81,
60327 Frankfurt am Main.
Telefon (0 69) 75 01-42 53
Telefax (0 69) 75 01-45 02
parlament@fsd.de

Die Veröffentlichungen
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke herge-
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

Patriotismus

APuZ 1–2/2007

Eckhard Fuhr

3–7 Was ist des Deutschen Vaterland?

Die deutsche Frage ist seit dem 3. Oktober 1990 staatsrechtlich beantwortet. Doch erst mit der Verzögerung von mehr als einem Jahrzehnt begann dieser Epochenwechsel auch ins Bewusstsein der Deutschen zu treten. In der „Berliner Republik“ verschmilzt der Verfassungspatriotismus der alten Bundesrepublik mit einem neuen Geschichtsgefühl.

Norbert Seitz

8–13 Die Nachhaltigkeit eines neuen Patriotismus

War die Begeisterungswelle während der Fußballweltmeisterschaft 2006 mehr als ein „Sommermärchen“? Oder ist die neue deutsche Heiterkeit wieder der üblichen Tristesse gewichen? Dieser Essay bietet ein Kaleidoskop der Stimmungen und Meinungen zum neuen Patriotismus.

Matthias Biskupek

13–18 Gibt es einen spezifischen Ost-Patriotismus?

Der Beitrag bietet eine sowohl ernsthafte als auch spielerisch-literarische Auseinandersetzung mit einer DDR-Hinterlassenschaft.

Roger Boyes

19–24 Die Neuen Patrioten

Seit der Fußballweltmeisterschaft 2006 geistert das Phänomen eines *neuen* Patriotismus durch Deutschland. Einige Feuilletonisten haben diesen Trend publizistisch geschickt vermarktet. Die *Neuen Patrioten* setzen dem Schlagwort „Nie wieder Deutschland“ ihre Antwort entgegen: „Immer wieder Deutschland!“

Tilman Mayer

24–30 Patriotismus – die neue bürgerliche Bewegung

Der blühende, junge Patriotismus im Deutschland des Jahres 2006 gibt Anlass, das Patriotismus-Konzept in Beziehung zu setzen mit der Begründung supranationaler Tendenzen in der EU, der deutschen oder europäischen Leitkultur sowie der stabilen Fortexistenz der Nationalstaaten als legitime Bausteine Europas.

Yves Bizeul

30–38 Nationalismus, Patriotismus und Loyalität zur offenen Republik

Der Patriotismus erlebt in Deutschland eine bemerkenswerte Renaissance. Auch wenn er sich in der Vergangenheit immer wieder als Gegengift gegen den zerstörerischen Nationalismus auswirkte, sollte man angesichts des modernen Pluralismus die Loyalität zur offenen Republik bevorzugen.